

**DAS
LOKALE.
KONTEXTE
JUGENDARBEITERISCHER
ANGEBOTE.**

BAND 1 DAS LOKALE.
KONTEXTE JUGENDARBEITERISCHER ANGEBOTE.

BAND 2 DAS NORMALE.
PRODUKTION UND REPRODUKTION VON ALLTAG.

BAND 3 DAS PRAKTISCHE.
FACETTEN NON-FORMALER
DEMOKRATIEBILDUNG.

BAND 4 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
DIMENSIONEN VON PROFESSIONALITÄT.

Benedikt Sturzenhecker

Kernanforderungen an professionelles Handeln in der
Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Barbara Wolf

Erwachsene die sich als Personen anfragen lassen –
Solidarische Professionalität in der Jugendarbeit.

BAND 5 DAS GRUNDSÄTZLICHE.
BILDUNG – ERFAHRUNG – JUGEND

Kurt Möller

Unfassbar? Demokratische Bildung in der Offenen
und Aufsuchenden Kinder- und Jugend(sozial)arbeit
begreifbar gemacht.

Agnes Scharnetzky

Potenziale politischer Bildung in der Jugendarbeit.
Anregungen aus dem 16. Kinder- und Jugendbericht
„Förderung demokratischer Bildung im Kindes- und
Jugendalter“ und der Didaktik der Politischen Bildung

Werner Thole

Kinder- und Jugendarbeit als Gesellschaftskritik.
Bildung im Zeitalter der Neukonturierung sozialer
Ungleichheiten und national-rechter, autoritativer
Ablehnungskonstruktionen

Tobias Burdukat

Emanzipatorische Jugendarbeit. Spannungsfeld der
Entwicklung

BAND 6 DAS SINNLICHE.
ALLTAGSERFAHRUNGEN UND
ALLTAGSDEUTUNGEN.

BAND 7 DAS EMANZIPATORISCHE.
PERSPEKTIVEN KRITISCH-DEMOKRATISCHER
BILDUNG IN DER JUGENDARBEIT.



**DAS
LOKALE.
KONTEXTE
JUGENDARBEITERISCHER
ANGEBOTE.**

BAND 1

INHALT

8 Das Lokale

Eine Einleitung

- 13** 1. Der lokale Raum
- 20** 2. Lokaler Raum und Jugend
- 25** 3. (Neu-)Betrachtungen des Lokalen
- 26** 3.1 „Kenne ich nicht, haben wir nie gehabt, mache ich nicht“ – Lokale Mentalitäten
- 33** 3.2 „Zu DDR-Zeiten sind ja hier tagtäglich tausende Menschen umgestiegen zu ihren Arbeitsplätzen“ – Sein und Gewesen Sein
- 40** 3.3 „Auf den ersten Blick sieht das ja alles ganz ordentlich aus“ – Sich verstecken (können)
- 46** 3.4 „Die [Jugendlichen] für irgendwas zu begeistern finde ich ist total schwierig, also das ist so mein Eindruck“ – Interaktionen
- 53** 4. Sich Raum nehmen – Ein Zwischenfazit
- 56** Literatur

58 Impressum

Entstanden im Rahmen des Projektes **MUT – Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.** (2020–2022)

Das Projekt begleitete Fachkräfte in der sozialpädagogischen Arbeit mit jungen Menschen im ländlichen Raum. Junge Menschen, die jugendarbeiterische Angebote nutzen, sind vielfältig. Ein Teil von ihnen ist von unterschiedlichen Formen von Diskriminierung betroffen. Andere Nutzer*innen sind Jugendliche im Ansprachefeld neonazistischer, völkisch-nationalistischer und autoritaristischer Akteur*innen: Sie zeigen diskriminierende Haltungen und bewegen sich im Umfeld „rechter“ Bekanntenkreise.

Ziel des MUT-Projektes war es, lokale Konfliktlagen und Ausgrenzungsszenarien zu erheben sowie deren Auswirkungen in den Arbeitsfeldern zu untersuchen und zu bearbeiten – gemeinsam mit dem Projektteam und den längerfristig begleiteten Fachkräften. Es ging darum, den Blick für alltagsnahe Gelegenheiten demokratischer Bildung bei jungen Menschen zu schärfen, diese produktiv aufzugreifen und strategisch zu gestalten. Das Projektteam stellte den lokalen Fachkräften Räume bereit, um sich ihren Bedarfen, Herausforderungen und Erfahrungen aus der alltäglichen Praxis im Austausch mit Kolleg*innen zu widmen. So sollte die Entwicklung lebensweltbezogener Strategien in der Auseinandersetzung mit Ablehnungshaltungen unterstützt werden.

Die Lebensweltorientierung hatte im Rahmen der Begleitungen vor Ort immer auch einen Bezug zu den politischen Dynamiken in den Gemeinwesen wie auch zur Gestaltung eines mehr oder minder politisch verstandenen Alltags junger Menschen im Sozialraum. Konfliktlinien treten hier immer auch zwischen Jugendlichen und den Erwachsenen hervor. Gleich-

zeitig sind sie ohne die Verknüpfung mit anderen gesellschaftlichen Aus- und Einschlussmechanismen – spezifischen Praxen im alltäglichen Miteinander – nicht zu entschlüsseln. Jugendarbeiter*innen sollten „das Lokale“ daher nicht nur verstehen können, sondern ihre demokratische Bildung auch hiervon ausgehend anlegen.

Die folgenden Passagen verstehen sich Anregungen und Versuch der Verknüpfung unterschiedlicher Praxisperspektiven. Der Dank geht zuvorderst an alle Fachkräfte, die wir begleiten durften durch ihre Räume und ihre Praxis, die uns für Interviews zur Verfügung standen ohne die diese Materialien unmöglich hätten erstellt werden können und die in unterschiedlichen Regionen weiter für das selbstbestimmte Aufwachsen junger Menschen und eine solidarische Gesellschaft eintreten.

DAS LOKALE

EINE EINLEITUNG

Das MUT-Projekt zielte auf die Praxisentwicklung in verschiedenen Sozialräumen. Weil es im Kern darum ging, jugendarbeiterische Praxis *in ihren konkreten Bedingungen* zu verstehen und weiterzuentwickeln, liegt es nahe, in die Darstellung der Befunde aus einer sozialräumlichen Perspektive einzusteigen. In diesem ersten Band wird beispielhaft beschrieben, was es zu sehen und zu entdecken gibt, wenn man eingehender in den Sozialraum schaut. Und es soll verdeutlicht werden, warum sich dieser Blick lohnt. Ein unmittelbarer Ertrag kann zum Beispiel darin bestehen, dass bestimmte soziale und politische Problemlagen und Potenziale genauer erkannt oder aus einer ganz anderen Perspektive betrachtet werden. Dies beides ist die Voraussetzung für eine Jugendarbeitspraxis, die sich am Gemeinwesen bzw. an der Lebenswelt junger Menschen orientiert, den Anspruch verfolgt, Emanzipation und demokratische Bildung junger Menschen zu befördern und dabei entwicklungssoffen und reflektiert gestaltet ist.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Sofern Fachkräfte nicht ‚gerade eben erst‘ hinzugekommen sind, kennen sie die Gegebenheiten vor Ort in der Regel recht gut – in jedem Fall besser als jedes von außen hinzutretende Projektteam. Es kann also davon ausgegangen werden, dass sie ihre Arbeit ohnehin in hohem Maße an den ihnen gut bekannten lokalen Bedingungen ausrichten (zugespitzt bleibt ihnen auch nichts anderes übrig). Wahr ist aber auch, dass das Bekannte seine Tücken hat. Es ist manchmal in gewisser Weise zu

bekannt. Die lokalen Verhältnisse werden dann als ‚normal‘ empfunden und als selbstverständlich hingenommen (→ siehe auch Band 2). Ein Großteil der Praxis wird von Routinen geprägt. Das eigene Wissen wird eher selten ausdrücklich danach befragt, ob es aktuell, stimmig, „professionell“ und angemessen ist. Das aber heißt: Wenn sich die Jugendarbeit und ihre Verbündeten nicht von Zeit zu Zeit vom Bekannten entfremden oder befremden lassen, produzieren sie, wie jede andere Profession, blinde Flecken. Eine mögliche Konsequenz blinder Flecken ist es, dass sich die Profession auf eine Weise in das Geschehen einfügt, die problematische Verhältnisse eher weiter stabilisiert als Möglichkeiten schafft, über sie hinaus zu denken und zu wirken.

Diese Ausgangsannahme – das Bekannte erkennen, um es zu verändern – war ein wesentlicher Bezugspunkt für das Projekt. Es ging um die Frage, wie Fachkräfte den jeweiligen Sozialraum *anders sichtbar* machen, wie es gelingen kann, ihn *bewusster zu sehen*, vielleicht in Teilen auch *neu wahrzunehmen* und daraus etwas für die eigene Arbeit abzuleiten. Erwartbar war, dass dies für die Beteiligten mitunter herausfordernd ist. Schließlich wurde nicht nur ihre Zeit in Anspruch genommen. Sie mussten sich auch damit beschäftigen, welche Konsequenzen aus bestimmten Beobachtungen und einem anderen Blick für sie erwachsen können (oder müssen). Es ist sinnvoll, wenn alle Beteiligten in solchen Projekten bescheiden bleiben bzgl. der Veränderungen des eigenen Blicks und erst recht in Bezug auf Wirkungen des eigenen Handelns. Diese Art der Bescheidenheit ändert aber nichts an der Einschätzung, dass die hier vorgestellte Vorgehensweise für die Entwicklung einer auseinandersetzungsorientierten, demokratischen Jugendarbeit aus Sicht der Beteiligten wichtig und richtungsweisend ist.

Die Städte, in denen das Projekt aktiv war – sie heißen in den folgenden Ausführungen Seestadt, Waldstadt, Neustadt und Erdingen –, haben eine Einwohnerschaft zwischen 15.000 und 20.000 Menschen. Es handelt sich um Mittelstädte bzw. in der Hauptsache um ehemalige Mittelstädte, die in ihrer jeweiligen Region weiterhin als Verwaltungs- und Dienstleistungszentren fungieren. Daneben gibt es eine ganze Reihe von Besonderheiten und Unterschieden. Diese betreffen die Bevölkerungsentwicklung, die Historie der Gebietskörperschaft, die geographische Lage, den Stand der wirtschaftlichen Transformation der Städte sowie die innere Struktur der einzelnen Kommunen.

- 1** Ein erster zentraler Unterschied zeigt sich an der Bevölkerungsentwicklung der letzten Jahrzehnte. Hier steht ein Ort (Waldstadt) mit einer relativ konstanten Zahl an Einwohner*innen Orten gegenüber, an denen die Bevölkerung auf niedrigem Niveau (Seestadt), auf höherem Niveau (Neustadt) oder sehr hohem Niveau (Erdingen) abgenommen hat, vielleicht auch weiter abnehmen und darüber hinaus überaltern wird.
- 2** Unterschiedlich sind zweitens die kommunalen Strukturen. Während zwei Städte historisch gewachsen sind, stellen die anderen beiden in ihrer jetzigen Form das Ergebnis einer „Zwangsheirat“ dar. Auch wenn die Bedeutung dieser Fusionen für die lokale Identitätsbildung nicht überbewertet werden sollte, so sind in den Ortsbeschreibungen der Fachkräfte doch Trennlinien erkennbar und es werden neben geschichtlichen auch andauernde strukturelle Unterschiede benannt. Zugleich kommt noch ein anderes Muster innerstädtischer Differenzierung zum Tragen. So verfügt jede der Kommunen über Stadtgebiete, in denen die sogenannten „besseren“ Leute leben und solche, die aufgrund der sozialen Zusammensetzung der Bewohnerschaft, aufgrund von Armut, auf-

grund eines höheren Anteils an Migrant*innen einen Ruf als unsicher, unwirtlich und weniger lebenswert besitzen. Diese Segregation im Kleinen spielte für das Projekt insofern eine Rolle, als es an unterschiedlichen örtlichen Ausschnitten ansetzte und sich stets ein Bild von den existierenden Differenzlinien machen musste. Während es in Seestadt, Neustadt und Erdingen im Prinzip die gesamte Kommune in den Blick nahm, konzentrierte es sich in Waldstadt von Beginn an auf ein Viertel, das in lokalen Debatten als „Problemstadtteil“ markiert ist.

- 3 Drittens gibt es gewisse Unterschiede in der sozialgeographischen Lage. Zumindest eine Stadt befindet sich im erweiterten Speckgürtel einer Großstadt (und ist per S-Bahn mit ihr verbunden). Die anderen drei sind relativ stark abgetrennt von urbanen Infrastrukturen – erst recht aus der Perspektive von Jugendlichen und anderen nicht-motorisierten Menschen.
- 4 Unterschiedlich sind viertens die aktuellen und historischen wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen. Alle Städte haben spätestens in den frühen 1990er Jahren einen Prozess der Deindustrialisierung durchlaufen. Allerdings haben sich in unterschiedlicher Form und in unterschiedlichem Ausmaß auch neue Gewerbe angesiedelt, an zwei Orten hat der Tourismus an Bedeutung gewonnen.

Die hier erwähnten und viele weitere örtliche Eigenheiten wurden in den Aktivitäten des Projekts thematisiert, von den Fachkräften, aber auch von Jugendlichen und Bewohner*innen im Rahmen von Maßnahmen im Sozialraum. Sie zeigten sich aber auch, wo sie nicht ausdrücklich benannt wurden. Dies geschah etwa in Form architektonischer, städtebaulicher und stadtplanerischer Zeichensetzungen und Gestaltungen im öffentlichen Raum – hier die vorzeigbare restaurierte Altstadt, dort das

„schmuddelige“ Viertel, hier ein Denkmal, das an bessere Zeiten erinnert, dort der leere Marktplatz, dessen Nutzung heute unklar erscheint, hier die ausreichend finanzierte Jugendeinrichtung, dort der Container usw. Für das Verständnis der jugendarbeiterischen Praxis vor Ort ist es wichtig, diese Besonderheiten und Typiken zu sehen und ihr Zustandekommen zu verstehen. Zugleich besteht die Herausforderung darin, übergreifende Muster und Verbindungen zu den großen politischen und gesellschaftlichen Themen zu erkennen, die an allen Projektstandorten präsent waren. Dieses Zusammenspiel aus lokalen Besonderheiten und allgemeinen Entwicklungen wird im Folgenden entlang ausgewählter Befunde aus drei der vier fokussierten Kommunen: Seestadt, Waldstadt und Neustadt dargestellt.

Die Suche nach Fragmenten des Lokalen, die sich zu einem Bild zusammensetzen lassen, wurde im Projekt gemeinsam mit den Fachkräften durchgeführt. Sie fand in den Prozessbegleitungen statt im Rahmen von Sozialraumbegehungen, unterschiedlichen Beratungssettings, Interviews und pädagogischen Aktivitäten mit Jugendlichen, die auf Außenwirkung abzielten. Hinzu kamen eigens beauftragte, durch Kooperationspartner*innen erstellte Sozialraumanalysen. An den Sozialraumbegehungen nahmen unterschiedliche sozialpädagogische Fachkräfte und Netzwerkpartner*innen teil, die ihren jeweils spezifischen Blick einbrachten. Die meisten kamen aus der Jugendarbeit, andere aus angrenzenden Arbeitsfeldern. Manche waren an den jeweiligen Orten aufgewachsen, andere waren vor geraumer Zeit zugezogen. Manche wohnten in der nächstgelegenen Großstadt. Einige setzten in den Begehungen einen Schwerpunkt auf ihr eigenes Empfinden, andere beschrieben eher, wie Dritte – Politiker*innen, die Stadtgesellschaft, Jugendliche – die Sozialräume sehen, nutzen oder die Nutzung mit bestimmten

Regeln ausstatten. Auch an den Beratungssettings waren, je nach Standort, unterschiedliche Professionen beteiligt (z.B. Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, Schulsozialarbeit). Hier standen zumeist die engeren Praxiskontexte im Mittelpunkt, allerdings wurde deren sozialräumliche Einlagerung vielfach deutlich. Explizit zum Gegenstand gemacht wurde der lokale Raum in Erzählcafés, die in Neustadt organisiert wurden und bei denen eine individuell-biografische Perspektive der Fachkräfte im Mittelpunkt stand (→ siehe Band 3).

Bevor eine genauere Darstellung erfolgt, sind allerdings noch einige Erläuterungen zum Begriff des lokalen Raums und zur besonderen Bedeutung von Raum für junge Menschen notwendig.

1. Der lokale Raum

Wie eingangs erwähnt ist „das Lokale“ der Bezugspunkt dieses ersten Bandes. Aber was ist damit genau gemeint und welche Relevanz hat dies für Jugendarbeiter*innen und Maßnahmen der demokratischen Bildung? An dieser Stelle soll eine Systematisierung angeboten werden, die deutlich macht, dass „das Lokale“ weitaus mehr umfasst als ein geographisch abgrenzbares, mit einem Namen versehenes Gebiet: Der lokale Raum hat eine materielle Dimension, er besitzt eine Ebene der spezifischen Nutzung. Er wird zum konkreten Raum dadurch, dass seinen Bestandteilen bestimmte Funktionen zugewiesen werden. Er nimmt Gestalt auch dadurch an, dass er auf eine bestimmte Weise erfahren und erlebt wird.

→ Tatsächlich wird der lokale Raum als erstes als *materieller Raum* wahrgenommen. Er tritt uns als eine Ansammlung konkreter Orte und Territorien gegenüber (zum Beispiel Bahnhö-

fe, Schulen, Jugendclubs, Parks, Plätze, Geschäfte, Straßenzüge, Natur- und Erholungsflächen etc.), die ein bestimmtes Aussehen haben und mehr oder weniger klar mit bestimmten Aktivitäten und ‚natürlichen‘ Funktionen verbunden sind. Zusammen ergibt sich aus ihnen ein sozial strukturierter Raum, den man als Stadt, als Viertel, als Quartier erfasst und der bestimmte Merkmale aufweist (an dem einen Ort gibt es mehr Grün, am anderen Ort mehr Supermärkte usw.)

Für das Verständnis eines lokalen Raums ist dessen bloße Materialität aber nicht ausreichend. Seine Typik entsteht nicht einfach aus dem Vorhandensein bestimmter Gebäude und Anlagen, sondern aus der Nutzung, der Funktionszuweisung und dem Erleben des Raumes.

- *Nutzung* verweist hier auf die vielen Praktiken, mit denen Menschen sich den Raum konkret aneignen, ihn gestalten und funktionalisieren. Die Art der Nutzung ist abhängig von ihren Bedarfen, ihren Interessen und ihren Möglichkeiten. Das heißt in der Konsequenz auch: Die Orte unterscheiden sich bezüglich der Intensität, Form und Idee der Nutzung. Zugleich prallen an manchen Orten auch verschiedene Ideen und Interessen aufeinander (Konsum, Begegnung, Erholung), was zu Konflikten führen kann oder bereits bestehende gesellschaftliche Konflikte sichtbar macht und gegebenenfalls sogar verschärft.
- Die *Zuweisung von Funktionen* (und die Verneinung anderer Funktionen) entsteht auf der einen Seite durch Nutzung und Nicht-Nutzung, also in Form konkreter Praktiken. Allerdings ist die als richtig, normal und erwünscht geltende Form der Nutzung auf der anderen Seite bereits vorher festgelegt worden: durch allgemeine Regeln und Gepflogenheiten, durch

Autoritäten oder, wenn man an den öffentlichen Raum denkt, über die Gewohnheiten der Anwohner*innen, Geschäftstreibende, Medien, *die* Öffentlichkeit. Ergänzend gilt aber auch: Wenn Menschen in einem Raum etwas tun, das dort gar nicht vorgesehen war, können sie unter Umständen die bislang geltenden Vorstellungen von diesem Raum verändern. In diesem Sinne ist der öffentliche Raum in seinem Charakter oft das Ergebnis aus einer Vielzahl von Konflikten und Aushandlungsprozessen um die angemessene Form seiner Nutzung und auch Spiegelbild der jeweils herrschenden Sitten, Geschmäcker und Kräfteverhältnisse.

- Das *Erleben des Raumes* umfasst neben dem aktuellen Geschehen auch allgemeine (Wunsch-)Bilder und Vorstellungen dieses Raums, seiner Geschichte, seiner Beschaffenheit etc. Und es fließen Idealbilder gesellschaftlicher Ordnung ein, also Bilder, die mit dem konkreten Raum selbst nichts zu tun haben und allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Dies können Bilder sein, die sich auf einen örtlichen bzw. gesamtstädtischen, auf einen regionalen oder gar nationalen Raum beziehen („*bei uns hier in ... läuft es so/soll es so laufen*“). Diese Bilder und Vorstellungen fließen in lokale Interaktionen ein. Sie werden zugleich in Praktiken im digitalen Raum produziert und sichtbar gemacht. Zum Teil führen die spezifischen Kommunikationsmuster und Wahrnehmungsfilter des Digitalen sogar auch zu einer Verstärkung stereotypisierter Wahrnehmungen und Bilder des lokalen Raums, da sich hier noch widerspruchsfreier bestimmte Vorstellungen eines homogenen ‚Wir‘ entwickeln. Eine besondere Stellung nehmen in Orten außerhalb der urbanen Ballungszentren Naturräume ein. Natur wird hier spezifisch erlebt, aber auch gesellschaftlich verstanden. Die Identifikation mit dem ländlichen Raum nutzt Bilder von Natur als Metaphern für Erholung und (sozial)

Bewahrenswertes. In Teilen werden diese gesellschaftlichen Bildern städtischer Unordnung entgegen gestellt, soll Natur und ländlicher Raum dem kulturellen wie wirtschaftlichen Zugriff entzogen werden. Andererseits kann Natur aber auch für Niedergang stehen, etwa dort, wo ein altes Industriegebiet zurückgebaut und renaturiert wird.

Nimmt man diese vier Dimensionen zusammen (es gibt selbstverständlich eine Vielzahl weiterer und ganz anders angelegter Verständnisse von lokalem Raum), dann lässt sich allgemein sagen: Lokaler Raum ist in seiner konkreten Form nicht einfach vorhanden, sondern wird mittels einer Vielzahl an Tätigkeiten und Deutungen aktiv hergestellt. Im lokalen Raum bzw. im *konkreten Sozialraum* verknüpfen sich über territoriale Aspekte sowie Kommunikation und Vernetzung die sozialen Positionen der jeweils auftretenden Akteur*innen miteinander (Belina 2013). Sozialräume sind damit als Verdichtungen und Manifestierungen von sozialen Verhältnissen und politischer Kultur anzusehen. In ihnen entstehen „ortsspezifische Pfade, Erzählungen und Strategien, das Eigene herzustellen, zu verstetigen, zu reproduzieren und so immer wieder als Eigenes zu erfahren“ (Löw 2010: 616). Der Sozialraum ist niemals homogen und befindet sich, mal sehr deutlich und mal weniger sichtbar, in ständiger Bewegung. Und weil viele Dinge nicht einfach nebeneinanderherlaufen, ist der lokale Raum stets ein Ort sowohl der Vergemeinschaftung als auch der Reibung und des Konflikts.

Daran anschließend lassen sich fünf allgemeine Überlegungen formulieren, die zum Kern des MUT-Projekts führen:

- 1** Was der lokale Raum letztlich ist und darstellt, hängt vom Ausschnitt ab, den man betrachtet und von der Perspektive, aus der dieser Raum betrachtet wird. Wie sich im Projekt

zeigte, erfolgt die Beschreibung (möglicher) lokaler Typiken, Spezifika und Identitäten mal mit Blick auf bestimmte Viertel und konkrete öffentliche Orte. Mal geht es mehr um Stimmungen, die in der gesamten Stadt vorherrschen, zumindest dominant sind. Mal beziehen sich Beschreibungen von Typiken aber auch auf die gesamte Region und gehen damit weit über den lokalen Raum hinaus.

- 2** Das Lokale wird im Kleinen verhandelt und verändert. Allerdings lassen sich diese Prozesse und die Dynamiken, die in ihnen entstehen, nicht losgelöst von überlokalen Ereignissen betrachten. In diesem Sinne handelte es sich bei der sogenannten „Migrationskrise“ 2015/16 und der „Corona-Krise“ 2020/21 um Ereignisse, die nicht aus sozialräumlichen Besonderheiten erklärt werden können. Sie schlugen sich jedoch auf unterschiedliche Weise sozialräumlich nieder und werden hier im Gemeinwesen konkret aufgegriffen bzw. bearbeitet.
- 3** Noch eine andere Art von lokalem Niederschlag allgemeiner Entwicklungen, gesellschaftlicher Dynamiken und Ängste muss hier genannt werden. Begriffe wie Abstieg, Vereinzelung, Peripherisierung, Nicht-Gehört-Werden und Verlassenwerden finden seit einigen Jahren Verwendung, um die Erfolge von völkisch-nationalistischen Parteien und neonazistischen Akteur*innen unter Bedingungen des Neoliberalismus zu erklären. Es ist alles andere als geklärt, wen diese Erfahrungen auf welche Weise treffen oder wer die entsprechenden Gefühle aus welchen Gründen entwickelt. Es zeigt sich allerdings in diesem Projekt deutlich, dass Erzählungen des Niedergangs kaum Relevanz entfalten können, wenn sie nicht in die Sprachen des Lokalen übersetzt werden würden. Allgemeine Empfindungen werden auf diese Weise zu konkret Erlebbarem. Konkrete Erfahrungen werden darüber mit einem übergeordneten Sinn ausgestattet. Es ist also gerade

die Art, in der lokale Veränderungen beschrieben werden, an der sich erkennen lässt, wie Menschen große gesellschaftliche Veränderungen wahrnehmen und bewältigen.

- 4** Das Lokale wird gedeutet, gelebt und mit dem gesellschaftlichen Ganzen verbunden. Es ist zugleich auch ein wesentlicher Bindungsfaktor im emotionalen und praktischen Sinne. Bindung ist damit auch eine zentrale Ressource für die Gestaltung des Lokalen. Wie sich im Projekt zeigte, sagt eine starke lokale Bindung allein nichts darüber aus, ob Veränderungen eher akzeptiert oder eher abgelehnt werden, ob sie eher ignoriert oder eher gestaltet werden, ob sie zu inklusiven oder ausschließenden Praktiken führen. Es kommt auf die Inhalte, die Formen und Begründungen der Verbundenheit an. Insofern greift zum Beispiel die Annahme „je traditionsbewusster, desto veränderungsresistenter“ wohl zu kurz. Auch junge Menschen können in ihrem komplexen Alltag bspw. durchaus regional und lokal tradierte Feste schätzen und gleichzeitig solidarisch für Geflüchtete oder im Rahmen queerer Gruppenbezüge aktiv werden. Allerdings entscheidet die konkrete Ausgestaltung der Traditionen in erheblicher Weise darüber, wer teilnehmen „darf“ und teilnehmen möchte. Interessieren muss also, welche Versionen lokaler Verbundenheit jeweils dominieren, welche undemokratischen und welche demokratischen Ressourcen in lokalen Verbundenheiten existieren und wie diese in konkrete, alltägliche Praxis übersetzt werden.
- 5** Zu den Spezifika überschaubarer lokaler Räume gehört schließlich, dass eine Trennung zwischen dem Privaten und dem Beruflichen nur bedingt stattfinden kann. Dieser Punkt ist für die Entwicklung einer demokratisch positionierten Jugendarbeit deshalb elementar, weil Fachkräfte eben nicht nur in ihrer beruflichen Praxis auf zum Teil erhebliche Wider-

stände stoßen können, sondern auch in jenen Lebensbereichen, die eigentlich der Selbstvergewisserung dienen. Hier, im Kontext von Familien, Freundes- und Bekanntenkreisen, Vereinen, stellen die Jahre ab 2014/15 laut beteiligter Fachkräfte einen ‚Kipppunkt‘ in Richtung wachsender Ablehnung Geflüchteter, zunehmender Sympathien für die AfD und Zuspruch für autoritäres, ideologisches Denken dar. Eine Entwicklung, mit der sich die Fachkräfte eben nicht nur als ‚Professionelle‘ auseinandersetzen müssen.

Führt man diese Punkte mit der Idee des MUT-Projekts zusammen, so lassen sich zwei Ebenen des Sozialräumlichen aufmachen, die in den Blick genommen und auch ins Verhältnis zueinander gesetzt werden. Zum einen wird davon ausgegangen, dass die Lebenswelt von Menschen ohne Berücksichtigung des konkreten Sozialraums, in dem sie sich bewegen, nicht zu erschließen ist. Zum anderen muss das Sozialräumliche in den Mittelpunkt gerückt werden, weil das Politische hier wie unter einem Brennglas verdichtet auftritt: Diskurse um soziale Problemlagen, Konstellationen politischer Akteur*innen, autoritäre und rassistische Straßenproteste, gewaltvolle Stimmungen und tatsächliche Gewalttätigkeiten gegen Geflüchtete und Minderheiten, Bezüge auf ein behauptetes regionales und nationales ‚Wir‘. Die Betrachtung dieser Aspekte in ihrem lokalen Zusammenhang schärft das Verständnis für die Dynamiken und Zuspitzungen einer völkisch-nationalistischen Mobilisierung, die größere Teile der Gesellschaft erfasst hat.

Für das Projekt bedeutete dies, in der Arbeit mit den Fachkräften konkrete Fragen aufzuwerfen, in denen die Verbindung zwischen dem Allgemeinen und dem Lokalen, zwischen dem Jugendarbeiterischen und dem Politischen hergestellt wird. Zum

Beispiel konnte an einem Ort gefragt werden, welche übergeordneten politischen Themen berührt werden, wenn junge Menschen sich bestimmte öffentliche Räume auf störende Weise aneignen. Es konnte nach der pädagogischen Bearbeitbarkeit von Erzählungen gefragt werden, die davon handelten, dass man bestimmte Orte nicht mehr aufsuchen könne, weil sich dort vermehrt (männliche) Geflüchtete aufhalten. An einem anderen Ort konnte gefragt werden, warum welche Gruppen im öffentlichen Raum mit Bildern der Gefahr und des Niedergangs in Verbindung gebracht werden. An manchen Orten konnte die Frage nach der Logik zunehmender Videoüberwachung aufgeworfen werden. An den meisten Orten stand die Frage im Raum, was es für die Stimmung im öffentlichen Raum und für den Sozialraum als solches bedeutet, wenn antidemokratische Kräfte ihm durch fortwährende Versammlungen ihren Stempel aufdrücken. Schließlich stellte sich im Blick auf die konkrete Praxis immer wieder auch die Frage, welche politischen Dimensionen in Konflikten zwischen Jugendlichen stecken, die auf den ersten Blick ‚privat‘ erscheinen und von denen es im pädagogischen Alltag eine Vielzahl gibt. Diese kann erkundend, erfahrungs- und interessenorientiert in pädagogisches Handeln mit jungen Menschen übersetzt werden (→ siehe Band 3 und 7).

2. Lokaler Raum und Jugend

Wenn man über „Raum“ spricht, ist es aus jugendarbeiterischer Sicht notwendig, die besondere Stellung von Jugendlichen, ihren spezifischen Zugriff auf Raum und ihre Möglichkeiten der Raumnutzung mitzudenken. Diese Notwendigkeit ergibt sich zum einen daraus, dass Jugendliche – als vor Ort etablierte Jugendliche, als geflüchtete Jugendliche, als queere oder alternative Jugendliche usw. – die Adressat*innen von Jugend-

arbeit sind, und das zentrale Ziel nicht in ihrer Kontrolle, sondern in ihrer Emanzipation besteht. Zu erinnern ist auch daran, dass Jugendarbeit dabei als Anwältin der Jugend fungiert, das heißt deren Interessen gegenüber Dritten geltend macht. Da die Gruppen in ihrem jeweiligen Status, ihrer gesellschaftlichen Stellung und bezüglich ihrer Bedürfnisse aber unterschiedlich sind, liegt es zum anderen auf der Hand, dass Emanzipation jeweils unterschiedliches bedeutet und auf unterschiedlichen Wegen erreicht werden muss. Jugendarbeit sollte aus diesen beiden Gründen das gesamte soziale und politische Geschehen vor Ort gut einordnen können und Wege finden, diese Einordnung gegenüber anderen sichtbar zu machen, also strategisch zu kommunizieren.

Nicht außer acht gelassen werden kann, dass sich dieses Geschehen im Zuge digitaler Medialisierung stark verändert hat. Die Möglichkeiten von Kommunikation haben sich in Bezug auf Ort, Zeit, Form, Partner*innen und Publikum massiv erweitert; medienbezogenes- und nicht auf Medien bezogenes Handeln lassen sich örtlich, zeitlich und formal nicht mehr voneinander trennen. All dies hat auch Folgen für die Konzepte von Jugendarbeit, für die Frage, wo, womit und wie sie Jugendliche erreicht. Allerdings hat digitale Räumlichkeit den physischen Raum in seiner Bedeutung weniger geschmälert als ergänzt. Das heißt, der physische Raum stellt weiterhin einen zentralen Bezugspunkt und eine wesentliche Ressource der Lebensgestaltung von Jugendlichen dar. Auch die Schaffung sozialräumlicher Netzwerke bleibt für Jugendliche unabdingbar, um den eigenen Alltag zu gestalten. Und genau aus diesem Grund müssen sozialräumliche Aspekte *im Umgang mit* Jugendlichen und *im Handeln für* Jugendliche mitgedacht werden.

Auch hier lassen sich einige Punkte nennen, die für das MUT-Projekt von Bedeutung waren.

- 1** Jugendliche haben in Bezug auf Raumnutzung oft andere Interessen als Erwachsene. In ihren sozialräumlichen Praktiken drücken sich allgemeine Logiken der *Jugendphase als Entwicklungsphase* aus. Es geht in besonderer Weise darum, sich auszuprobieren, Grenzen auszutesten (und zu weiten), Kontakte herzustellen, sich je nach Bedarf zu präsentieren oder unter seinesgleichen zurückzuziehen.
- 2** Die Möglichkeiten der Raumeignung sind für Jugendliche im Vergleich zu Erwachsenen spezifisch begrenzt. Sie haben grundsätzlich ein nur geringes Maß an Kontrolle über Besitz und privaten Raum und müssen entsprechend stärker auf Ressourcen zurückgreifen, die potenziell verfügbar sind. Potenziell verfügbare Räume der Selbstdarstellung und des Rückzugs sind jedoch insgesamt rar und damit auch umkämpft. Konkret stellt sich die Frage, inwieweit der öffentliche Raum Jugendlichen noch zur Verfügung steht, und welchen Interessen jenseits von Konsum sie dort nachgehen dürfen.
- 3** Konflikte um Raum finden nicht nur zwischen Jugendlichen und der Erwachsenenwelt (inklusive ihrer Autoritäten) statt, sondern auch unter Jugendlichen. Dabei zeigt sich, dass Begrenzungen und Privilegien auch unter Jugendlichen ungleich verteilt sind. Es schließt sich also für die Jugendarbeit die relevante Frage an, welche Jugendlichen – aufgrund ihres sozialen Status, ihres Geschlechts, ihrer ethnischen Zuordnung, ihrer kulturellen oder politischen Orientierung – im Vorteil sind und welche eher oder sogar sehr deutlich im Nachteil. Zum Beispiel werden im öffentlichen Raum (und auch in Räumen der Jugendarbeit) Privilegien behauptet und zum Teil mit Hilfe ethnisierender Grenzziehungen, Eigenaufwertungen und Fremdadwertungen legitimiert und abgesi-

chert. Andererseits lässt sich die ‚Inbesitznahme‘ gerade von öffentlichen Räumen durch geflüchtete Jugendliche mitunter als Versuch verstehen, etwas für sich zu reklamieren, das man ansonsten in hohem Maße entbehrt (wozu auch ein Klima der Anerkennung gehört). Zum Beispiel ist hier in den Blick zu nehmen, in welchem Maße öffentliche Räume (und auch Räume der Jugendarbeit) männlich dominierte Räume darstellen und es ist danach zu fragen, mit welchen Strategien dieser Dominanz begegnet werden kann.

- 4 Will man jugendliche Kämpfe um Raum verstehen, darf man sie nicht von den Konflikten der Erwachsenenwelt abtrennen. In Konflikten um die ‚Inbesitznahme‘ von öffentlichen Räumen unter Jugendlichen spiegelt sich im Grunde die gesamtgesellschaftliche Dynamik der (ungleichen) Verteilung von gesellschaftlichen Gütern wider. In diesem Sinne treffen die Beteiligten auch hier als Etablierte und Außenseiter, als Privilegierte und weniger Privilegierte, als Arrivierte und Marginalisierte aufeinander. Und auch hier wird in den konkreten Auseinandersetzungen auf Ethnisierungen und andere Instrumente der sozialen Hierarchisierung zurückgegriffen, um Eigengruppen zu bestimmen und deren besonderen Rechte zu begründen. Die alleinige Fokussierung auf generationenbezogene Konflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen ist auch aus einem ganz praktischen Grund irreführend: Wie Mobilisierungen und Erhebungen aus den vergangenen Jahren zeigen, sind sich jüngere und ältere Generationen deutlich näher, als dies in der Vergangenheit war: Wahlumfragen zeigen, entgegen dem Bundestrend, in einigen Regionen hohe Zustimmungswerte für die AfD gerade bei jungen Menschen (vgl. Online-Portal wahlen.u18.org/), die lokalen flüchtlingsfeindlichen und rassistischen Proteste weisen oft einen intergenerationellen Charakter auf. Rhetorisches Teil-

stück dieser rechten Mobilisierungen ist die Umdeutung der eigenen Lage, in deren Ergebnis sich die Etablierten als die eigentlich Marginalisierten darstellen. Die andere Seite dieser Entwicklung besteht in einer, auch bei Jugendlichen zu beobachtenden, ambivalenten Entpolitisierung des Geschehens und des konkreten Alltags vor Ort. Gesellschaftliche Konflikte und Probleme (soziale Ungleichheiten, Infrastrukturdefizite, Machtasymmetrien etc.) werden zwar gesehen, aber ihre politische Brisanz wird nicht zur Kenntnis genommen. Persönliche Betroffenheit wird ausgeblendet und soziale oder kollektive Bezüge werden nicht hergestellt. Damit werden dann vornehmlich entpolitierte individuelle Lösungen des Umgangs gesucht.

Zusammengenommen zeigt sich an diesen Punkten, dass es einerseits sinnvoll und notwendig ist, *die Jugendlichen* als differenzierte Gruppe in den Blick zu nehmen. Andererseits bilden sich in ihren Aktivitäten, Vergemeinschaftungen und Konflikten jene Regeln und ‚Normalzustände‘ ab, die auch die jeweiligen Erwachsenengesellschaften prägen. Damit benötigt Jugendarbeit in ihrer Konzeptionierung einen Blick, der durchgehend in verschiedene Richtungen geht.

Die nachfolgende Übersicht bietet, ausgehend von den vorangegangenen Ausführungen, eine Systematik, welche für die Jugendarbeit relevante Spannungsfelder von Raumbeanspruchungen, in welche junge Menschen involviert sind, und die sie rahmenden Faktoren zusammen fasst. Diese können entsprechend bei der Ausgestaltung parteilicher und auf demokratische Bildung zielender Angebot berücksichtigt werden.

Spannungsfelder im Kontext von Raumbeanspruchungen:

Unter Jugendlichen

Zwischen Jugendlichen und Erwachsenen (als ‚Instanzen sozialer Kontrolle‘)

Zwischen (sozial, ökonomisch, rechtlich) Etablierten und weniger Etablierten

Rahmungen:

Verknappung des Raumes durch Privatisierung und Ökonomisierung,

Kontrolle und „Versicherheitlichung“ des öffentlichen Raums

Wir-Sie-Dichotomien, etwa in Form von Ethnisierungen sozialer Konflikte oder in Form der Externalisierung und Verleugnung des sozialen Charakters von Problemlagen

3. (Neu)Betrachtungen des Lokalen

Im Folgenden werden auf Grundlage des Projektmaterials vier Blicke auf das Lokale geworfen. Der erste Blick richtet sich auf Mentalitäten. Dabei interessiert, wie Fachkräfte die jeweilige lokale Grundstimmung beschreiben, welche Besonderheiten sie hervorheben, welche Probleme, aber auch welche Potenziale sie identifizieren. Der dann folgende Blick auf Erzählungen vom kollektiven Sein und Gewesensein rückt Zeitlichkeiten in den Mittelpunkt. Die berichteten Geschichten und Erfahrungen beziehen sich nie einfach nur auf das Jetzt. Vielmehr präsentiert sich in ihnen das Jetzt als Ergebnis einer langen Abfolge von – in der Öffentlichkeit zum Teil beschworenen, zum Teil vergessenen – Ereignissen, die von den Fachkräften eingeordnet und auch bewertet werden. Der dritte Blick auf Fragen des Herstellens und der Nutzung des öffentlichen Raums schärft das Verständnis für die konkreten Entwicklungen in den Sozialräumen.

Er macht auch deutlich, wo lokale Unterschiede liegen und wo Parallelen bestehen. Schließlich richtet sich ein vierter Blick auf Interaktionen im lokalen Raum, an denen Jugendliche auf unterschiedliche Weise beteiligt sind: im Umgang miteinander, als Teilgruppe in lokalen Konfliktszenarien, als Adressat*innen ordnungspolitischer Maßnahmen oder der Jugendarbeit.

3.1 „Kenne ich nicht, haben wir nie gehabt, mache ich nicht“ – Lokale Mentalitäten

Dieser erste Abschnitt widmet sich der Frage nach Mentalitäten, die den jeweiligen Sozialräumen auf gewisse Weise „ihren Stempel“ aufdrücken. Eine im Sinne des Konzepts brauchbare Kurzdefinition versteht Mentalitäten als „vergleichsweise wenig reflektierte Komplexe von Meinungen und Vorstellungen“, die auf „gewohnheitsmäßiger Einübung“ basieren (Rüschemeyer 1958, 181). Von einer *kollektiven* Mentalität ließe sich demnach dann sprechen, wenn eine bestimmte Zahl von Personen ohne tiefere inhaltliche Auseinandersetzung zu dem Ergebnis kommt, dass sie ähnliche Meinungen und Vorstellungen vertritt und nach ihnen handelt. Von der Zahl der Personen und ihrem Einfluss hängt dann ab, inwieweit diese Mentalität als charakteristisch oder typisch für einen bestimmten Raum empfunden wird. Ein konkretes Beispiel für eine solche kollektive Mentalität aus dem Projektkontext sind etwa rassistische oder neonazistische Demonstrationen, denen sich öffentlich niemand (mehr) entgegenstellt und denen im allgemeinen Stadtgespräch eher sogar noch ein vages Verständnis oder nur ein – oft schon resignatives – Achselzucken entgegengebracht wird.

Dieses Beispiel zeigt zugleich, dass kollektive Mentalität etwas ist, das man einerseits ‚erlebt‘, das andererseits aber auch ein-

fach nur als Behauptung auftritt, denn wie die Mehrheit der Bevölkerung zu solchen Ereignissen tatsächlich steht, ist nicht im Detail bekannt. Kollektive Mentalitäten kann man jedenfalls nicht messen. Sie lassen sich auch kaum abstrakt bestimmen oder räumlich und sozial eingrenzen. Hinzu kommt, dass Mentalitäten auf unterschiedlichen Ebenen wirken: Sie können zum Beispiel allgemeine Eigenschaften oder allgemeine Haltungen, etwa in Bezug auf bestimmte Traditionen, meinen. Sie können sich aber auch auf konkrete Haltungen, etwa gegenüber ‚Fremden‘, ‚abweichenden‘ oder ‚störenden‘ Personen, beziehen. Beide Ebenen können sich gegenseitig stärken. Sie stehen aber nicht zwingend in einem Verstärkungszusammenhang zueinander. So kann bspw. die Erzählung von Traditionen der ‚Weltoffenheit‘ den Umgang mit Geflüchteten im Gemeinwesen positiv beeinflussen, wohingegen das Vorstellungsbild, sich ‚schon immer‘ im Kampf mit den Obrigkeiten aus der Hauptstadt befunden zu haben, Abwehrhaltungen im Lokalen noch verstärken kann.

Greifbar werden Mentalitäten in ihrer Wirkmacht jedenfalls vor allem in Bezug auf konkrete Settings und Themen. Eine gute Botschaft auch für demokratische Bildung in der Jugendarbeit ist, dass sie praktisch voller Widersprüche und Brüche stecken und dass stets auch abweichende Stimmen zur ‚Typik‘ eines bestimmten lokalen Raums gehören. Eine schwierige Botschaft lautet, dass Mentalitäten trotzdem eine hohe Festigkeit aufweisen, erst recht, wenn sie dominant sind. Sie halten diese Widersprüche aus und befördern, dass anderslautende Stimmen in konkreten Konflikten oft marginalisiert werden und entsprechende Schwierigkeiten haben, durchzudringen.

Anschaulich beschrieben wird die komplexe Schichtung von Mentalitäten in den verschiedenen Beiträgen im Erzählcafé

in Neustadt. Zunächst einmal fällt auf, dass die Redner*innen eine recht hohe Verbundenheit mit dem Ort bzw. der Region haben, diese aber zugleich gebrochen wird durch kritische Abgrenzungen von Stimmungen, die im Sozialraum als dominant erlebt werden. In diesem Sinne können Begriffe, die den Sozialraum charakterisieren – z. B. „Vertraulichkeit“, „Konservatismus“ und Meinungsstärke – je nach Thema einen positiven oder negativen Beigeschmack haben. Positiv ausgelegt verweisen sie auf relativ intakte Strukturen der sozialen Gegenseitigkeit, auf ein gewisses Maß an (Erwartungs-)Sicherheit in Bezug auf kommende Ereignisse und Unterstützung oder die allgemeine Bereitschaft, ‚anzupacken‘, um Probleme zu lösen und Dinge voranzubringen. Zum Beispiel wurde in diesem Zusammenhang auch auf die 2015 entstandenen lokalen Unterstützungsnetzwerke für Geflüchtete verwiesen. Auf der anderen Seite wurden an genau denselben Begriffen die Schattenseiten dieser typischen Haltung deutlich gemacht. Damit stehen sie für Unbeweglichkeit und eine begrenzte Offenheit für Neues. Illustriert wird diese soziale ‚Starrheit‘ an den lokalen Konflikten um Fluchtmigration, aber auch an den Konflikten um die staatlichen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Eine Fachkraft, die über einen langen Zeitraum im Ausland gelebt hat, und heute in der Geflüchtetenarbeit tätig ist, erinnert etwa an die fundamental feindselige und mit Gewalt aufgeladene Stimmung, die 2015 im Sozialraum herrschte. Als die ersten Busse mit Geflüchteten bei einer örtlichen Gemeinschaftsunterkunft ankamen, flogen Steine und Böller, *„[D]as waren kriegsähnliche Zustände, wo ich mir dann schon gedacht habe, wo bist du denn hier gelandet eigentlich? Also da wäre ich am liebsten wieder in den Flieger eingestiegen eigentlich und wäre am liebsten wieder weg“* (FK_I_4_1). Die kollektiven Abwehrreaktionen werden auch damit erklärt,

dass ‚der typische Bewohner‘ der Region „*ziemlich engstirnig*“ (FK_I_4_1) ist: „*Was er nicht kennt, frisst er nicht. Und das ist in allen [hiesigen, e.A.] Regionen so, das ist mit dem Mundschutz so, kenne ich nicht, haben wir nie gehabt, mache ich nicht‘. Da wehrt er sich dagegen. Er wehrt sich gegen die Flüchtlinge, ‚die nehmen mir alles weg und ich verliere mein Haus‘ und was weiß ich*“ (FK_I_4_1). In dem Zitat wird deutlich, dass sich in diesen Abwehrreaktionen und den zugrundeliegenden Mentalitäten verschiedene Themenkreise mischen. Es geht keinesfalls einfach nur um die ‚fremdländischen‘ Konkurrent*innen, deren Zahl man möglichst niedrig halten will. Vielmehr stehen ‚Haus und Hof‘ hier in einem grundlegenden Sinne symbolisch für einen bestimmten Besitzstand und Lebensstandard, der einem nach eigener Sicht zusteht, dessen Wahrung angesichts *globaler* Krisen aber mehr und mehr fraglich erscheint.

In eine ähnliche Richtung des Zusammenspiels zwischen dem Lokalen (der eigenen Lebenswirklichkeit) und der erweiterten Welt gehen die Ausführungen einer anderen Fachkraft, die ebenfalls länger anderswo gelebt hat und zurückgekehrt ist: „*Ich habe das dann [im Bekanntenkreis] auch geäußert, dass das hier alles so anders ist. Und dann hat man mir gesagt: ‚Ja, die denken überall so, nur die [Bewohner:innen der Region] die trauen sich, es auszusprechen‘. Und dann habe ich gedacht: ‚Ne, die Leute woanders, die denken wirklich nicht so*“ (FK_I_2_1). Bei ihr reichen die Erfahrungen mit solchen Haltungen und Mentalitäten auch in den persönlichen Bereich hinein, da sie und ihr Kind, welches schwarz ist, selber rassistischen Anfeindungen ausgesetzt waren. Das mittlerweile erwachsene Kind selbst besucht den Ort aus Angst heute gar nicht mehr. Die Mutter betont, dass es vor allem die Arbeit mit Geflüchteten ist, die bei ihr positive Ortsbezüge schafft: „*Wenn ich diese Leute nicht hät-*

te, wenn ich diese verschiedenen Kulturen nicht hätte, wenn ich dieses [...] Bunte nicht hätte, dann wär [...] ich bestimmt nicht mehr hier“ (FK_I_2_1). Wie eine Ergänzung liest sich die Aussage der weiter oben zitierten Fachkraft, dass ihr „meine“ Leute letztlich bis heute fremd geblieben sind (FK_I_4_1).

Für die Arbeit mit jungen Menschen lassen sich aus diesen Betrachtungen lokaler Mentalitäten verschiedene Ableitungen vornehmen. Wichtig erscheint als erstes der Hinweis auf die Bedeutung einer über- bzw. außerregionalen Perspektive. Lokale oder regionale Normalitätsbehauptungen zehren von ihrer lokalen bzw. regionalen Verankerung und können Wagenburgmentalitäten schaffen. Zugleich können sie sich nicht vollständig von einer größeren Perspektive lösen und müssen immer mit der Vorstellung operieren, dass diese Haltung auch anderswo geteilt wird. Jugendarbeiterische Praxis verfügt über Möglichkeiten, hier Perspektiverweiterungen zu befördern und dieses Bild einer vermeintlich von allen geteilten Sichtweise auch zu irritieren oder zu differenzieren.

Zweitens kann keine Rede davon sein, dass sich Jugendliche nahtlos in lokal vorherrschende Erzählungen des Normalen einfügen. An vielen Stellen scheren sie aus, haben andere Vorstellungen und vertreten andere Werte. Es gibt immer auch solche, die konkret unter den lokalen Verhältnissen leiden, sich ihnen nicht anpassen wollen oder können. Für all diese Fälle braucht Jugendarbeit konkrete Angebote. Diese müssen mal darauf abzielen, Eigensinn zu stärken und zu fördern. Sie müssen in gewisser Weise auch ganz konkret als Schutz für besonders marginalisierte und vulnerable Jugendliche gedacht werden.

Drittens müssen – eine zentrale Aufgabe – Jugendarbeiter*innen ihre eigene Haltung transparent machen und genau über die Sichtbarmachung auch eigener ‚Abweichung‘ und des ambivalenten Verhältnisses zum ‚eigenen‘ Raum auch kontroverse Interaktionen mit Jugendlichen initiieren.

Dies alles klingt naiver als es gedacht ist. Natürlich besteht die zentrale Voraussetzung für diese Praxis darin, dass Fachkräfte ein kritisches und politisches Bewusstsein über die Bedingungen ausbilden, unter denen sie arbeiten.

Zur erwähnten Ambivalenz der Fachkräfte in Bezug auf den eigenen Handlungsraum gehört auch, dass das Lokale und das Regionale mitunter nicht klar voneinander zu trennen sind. In manchen Fällen steht das Lokale sinnbildlich für die gesamte Region. Lokale und regionale Mentalitäten unterscheiden sich demnach nicht grundlegend. In anderen Fällen werden Unterschiede betont, etwa zwischen der Kreisstadt und den abgelegenen Dörfern mit ihrem noch rigideren Klima oder auch zwischen diesem und jenem Stadtviertel. In diesem Sinne fügen die Beschreibungen aus Waldstadt dem Blick auf örtliche Stimmungen und Mentalitäten eine noch kleinteiligere Perspektive hinzu. In den dort geführten Gesprächen fehlen Bezüge auf die Region und ihre etwaige Typik vollständig. Es wird nicht einmal die Stadt im Ganzen thematisiert. Stattdessen kreisen die Überlegungen um das Viertel, das den Arbeitsort der Fachkräfte darstellt. Dabei fällt zunächst auf, dass die vergleichsweise große soziale Heterogenität des Quartiers es kaum erlaubt, eine homogene Mentalität zu beschreiben. Es werden aber vorherrschende Gestimmtheiten der etablierten Bewohner*innen gegenüber angenommenen Mentalitäten neu zugezogener Gruppen erwähnt. Das hier aufgemachte Bild ist aus zwei Grün-

den interessant. Auf der einen Seite wird eine in der Tendenz entpolitisierte Sichtweise eingenommen, wenn es heißt, dass es den angestammten Bewohner*innen in erster Linie darum geht, *„ihre Ruhe [zu] haben und dass es ein bisschen schöner ist und Schulplätze und Arztplätze zur Verfügung stehen und die wahrgenommen werden. Mehr wollen die Leute tatsächlich nicht [...]. Die wollen einfach, dass keine Spritzen und Scherben im Sandkasten liegen, sondern dass so ein gewisses Zusammenleben möglich ist.“* (FK_I_1_2). Der Faktor Ethnisierung oder Rassismus kommt als Erklärungsmoment nicht ins Spiel, um die aktuellen Konflikte in ihrer Brisanz einzuordnen. Auf der anderen Seite liefert dieses Bild aber auch eine konkrete Handlungsoption, denn der Wunsch nach einem „gewissen Zusammenleben“ verbindet sich nach Einschätzung der Fachkraft mehrheitlich mit dem Interesse, sich *„besser kennen[zulernen und näher zusammen[zulücken]. Also da liegt unglaublich viel Potenzial drin.“* (FK_I_1_2). Hier findet eine Perspektivenumkehr statt, die nicht auf Trennendes, sondern auf Interessenüberschneidungen setzt, wenn es in Bezug auf das Quartier heißt: *„Es sind nicht so viele Menschen, es sind sehr verschiedene Menschen, die da zusammenkommen, die alle Verschiedenes mitbringen, die aber auch ein Interesse daran haben, dort gut zu leben“* (FK_I_1_2). Im Sinne ihrer Arbeit mit jungen Menschen müssen die Fachkräfte die hier geäußerte Komplexität ernst nehmen und sowohl ihre Erfahrungen mit den entsprechenden Mentalitäten als auch eine kritisch-befremdende Position dazu in die alltägliche Praxis einbinden. Konkret kann dies unterschiedliches bedeuten: Die Arbeit kann an konkreten Unsicherheitserfahrungen der verschiedenen Jugendlichen ansetzen und die Frage stellen, worin sie begründet sind und wie sie minimiert werden können. Es können Projekte initiiert werden, in denen Kontakt zwischen den unterschiedlichen Gruppen im Viertel hergestellt wird und

in denen auch das gemeinsame Tun für eine geteilte Sache im Vordergrund steht. Es können Formate (wie z.B. Erzählcafés) entwickelt werden, in denen unterschiedliche Menschen von ihren Biografien und Lebenssituationen berichten. Und schließlich kann auch hier immer wieder die Frage aufgeworfen werden, welche abweichenden Sichtweisen auf das Viertel bislang unsichtbar geblieben sind und wie diese stärker ins Licht gerückt werden können.

3.2 „Zu DDR-Zeiten sind ja hier tagtäglich tausende Menschen umgestiegen zu ihren Arbeitsplätzen“ – Sein und Gewesen Sein

In den Beschreibungen von Mentalitäten wird nicht nur deren Wirkmacht im Hier und Jetzt deutlich, sondern auch ihre Zeitlichkeit. Mentalitäten sind nicht einfach da, sondern sie entwickeln und verändern sich mit der Zeit. Dabei wird immer wieder darauf verwiesen, dass sich Veränderungen im klein- und mittelstädtischen Raum bzw. in ‚ländlichen Regionen‘ langsamer und vergleichsweise „zäh“ gestalten, weil anders als im großstädtischen Kontext meist erst Orte zur Begegnung entstehen müssen, an denen Menschen mit anderen Sichtweisen die Gelegenheit haben sich zusammen zu finden und alternative Sichtweisen sich überhaupt konsolidieren können. Zugleich werden Veränderungen in kleineren Gemeinwesen aber auch schneller sichtbar und werden auch schneller zum öffentlichen Verhandlungsgegenstand, da die Möglichkeiten, sich aus dem Weg zu gehen weniger, teilweise kaum, vorhanden sind.

Die Einfärbung dieser Aushandlungen, überhaupt die gesamte Stimmung ist ohne ihre Rahmung durch (lokale) Ereignisse und Entwicklungen kaum zu verstehen. Nicht überraschend ist,

dass sich die jeweiligen Geschichten an den Projektstandorten unterscheiden. Allerdings zeigen sich im Material auch gewisse Parallelen, insofern immer wieder Bezüge zu Bildern des Niedergangs, der negativen Veränderung und der Entwertung deutlich werden. Ein wesentliches Merkmal dieser Bilder und der mit ihnen verbundenen Erzählungen ist, dass sich individuelle Schicksale und kollektive Erfahrungen oft nicht genau trennen lassen. Ein zweites Merkmal ist, dass anderslautende Interpretationen es oft schwer haben, durchzudringen.

Unterschiedliche Sequenzen von negativer Veränderung zeigen die Materialien auf, die in Neustadt im Rahmen einer Sozialraumbegehung und geführter Interviews entstanden sind. Sehr präsent ist als erstes die Erfahrung des Strukturwandels, der – im Grunde bereits ab Ende der 1980er Jahre und damit vor dem Ende der DDR – die traditionell von harter körperlicher Arbeit geprägte Region materiell und symbolisch getroffen hat. Eine bestimmte Art von Arbeitsplätzen ist weggefallen und mit ihnen auch ein positiver Bezugspunkt lokaler Identität. An ihre Stelle sind neue Tätigkeitsfelder getreten. Zudem hat der Bevölkerungsrückgang mit dafür gesorgt, dass vor Ort zumindest keine erhebliche Arbeitslosigkeit mehr besteht. Gleichzeitig lebt ‚das Alte‘ auf Wandbildern, als Erinnerung und mittels folkloristischer Traditionspflege fort.

Diese spezifische Form der *Inventarisierung der Vergangenheit* findet sich auch in anderen, von Strukturwandel betroffenen Gebieten. Hier treten aber in besonderer Weise Leerstellen und Entwertungserfahrungen in den Vordergrund. Das zufällige Aufeinandertreffen mit einigen Angehörigen des örtlichen ‚Trinker-Milieus‘ im Rahmen einer Sozialraumbegehung, das im Folgenden abgebildet ist, macht deutlich, wie viele Ebenen

im Bild des Niedergangs zusammentreffen können, wie komplex also diese Wahrnehmung letztlich ist, wie wenig sie sich auf diesen oder jenen einzelnen Aspekt reduzieren lässt. Man findet in diesem Beispiel erstens aktuelle und frühere persönliche Erfahrungen. Diese beziehen sich auf Rollen als früherer Jugendlicher und späterer ‚Trinker‘. Hinzu treten Verweise auf kollektive Erfahrungen, die viele Menschen im Sozialraum vermeintlich teilen sowie schließlich Verweise auf das Erfahrungsbild einer allgemeinen Gängelung und Drangsalierung ‚von oben‘. Das Gespräch zeigt, dass allgemeine ordnungspolitische Maßnahmen sowie Corona-Restriktionen dazu geführt haben, dass die Bedingungen, sich im öffentlichen Raum zu treffen, deutlich schwieriger geworden sind und diese Schwierigkeiten mit dem Ende der staatlichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie auch nicht verschwunden sind: *„Also wir treffen uns eigentlich jeden Tag um die Zeit mal hier. Wir wollen die alten Zeiten wieder haben, aber leider wird das halt nicht“* (FK_L_1_1). Die Feststellung erhält ihr besonderes Gewicht vor allem über den nostalgischen Grundton. Entsprechend wird die Klage über den Verlust des öffentlichen Raums auch um Verweise auf andere Verluste ergänzt, etwa eines nahegelegenen Jugend- und Bürgertreffs, der – vielleicht aufgrund veränderter Angebote, vielleicht aufgrund des Alters der Gesprächspartner – nicht mehr als Anlaufstelle zur Verfügung steht. Früher, so heißt es, war es dort *„schön“* [...]. *Aber das ist ja nicht mehr. WAR MAL.“* (FK_L_1_1). Eingebunden ist der Verlust institutioneller Treffpunkte und öffentlicher Orte in eine Erzählung umfassenden Verlusts. Es heißt: *„Die haben uns alles genommen hier“* (FK_L_1_1), wobei sich das „die“ auf ‚die da oben‘, das „uns“ auf die gesamte Bewohnerschaft und das „hier“ auf die Stadt, die Region oder vielleicht auch den gesamten Osten Deutschlands bezieht. Diese kurze Episode zeigt, dass tatsächlich Dinge verloren gehen. Aller-

dings handelt es sich dabei eher nicht vorrangig um materielle Einbußen, sondern um Dinge, die Sicherheit und Geborgenheit symbolisieren. Und die Gründe für das Abhandenkommen liegen auch nicht in Migrationsdynamiken oder der Migrationspolitik, wie es der Gesprächspartner im weiteren Verlauf annimmt.

Man könnte solche Aussagen als überzogene Statements von Vertretern einer sozial stark marginalisierten Gruppe verstehen und als wenig relevant abtun. Allerdings gleicht die hier präsentierte Perspektive auf Szenarien des Verlusts und die Art der Verlustängste in ihrer Grundstruktur den Perspektiven einer Vielzahl von Menschen, die nicht im ähnlichen Maß marginalisiert sind oder überhaupt gar nicht sozial am Rand stehen. Oben erwähnte Formulierungen wie *„die nehmen mir alles weg und ich verliere mein Haus“* im Zusammenhang mit der ‚Migrationskrise‘ weisen ebenfalls in diese Richtung.

Dies verweist auf die Notwendigkeit, ökonomisches und soziales Abhandenkommen sowie damit einhergehende Niedergangserfahrungen und -empfindungen im Zusammenhang größerer gesellschaftlicher Entwicklungen zu betrachten. So berichtet eine Fachkraft aus Neustadt davon, dass der örtliche Fußballverein – traditionell ein Bezugspunkt der regionalen Identifikation – für Jugendliche stark an Attraktivität verloren hat. Dies wird nicht nur auf den durch die Pandemie verursachten Einschnitt zurückgeführt, sondern auch auf Ökonomisierungsprozesse, die zu einer starken Entfremdung geführt haben. Gestiegene Eintrittspreise machen den Stadionbesuch für viele unerschwinglich, zudem stelle sich der Verein immer mehr als „Wirtschaftsunternehmen“ dar und verliere damit seinen früheren Charakter als „Familie“. Der Korridor der Veränderung der Beziehung zwischen Jugendlichen und Verein

ist hier deutlich kürzer als bei anderen Niedergangserzählungen. Das Bild ist aber stark anschlussfähig an umfassendere Erzählungen zur früheren Rolle des Vereins als Ausdruck des erinnerten Miteinanders in der Region.

In Bezug auf das Verhältnis zwischen Heute und Früher werden in Waldstadt noch einmal andere Akzente gesetzt. Jedenfalls wird hier deutlich, dass sich Niedergangsempfinden an kleinsten Ausschnitten des Sozialraums, einem Viertel bzw. einer Nachbarschaft, entfalten kann. Das Viertel, in dem das MUT-Projekt tätig war, ist ein ehemaliges Vorzeigequartier der DDR-Stadtentwicklung, stand also für eine gesellschaftliche Erzählung von Aufstieg, Anerkennung und (bescheidenem) Wohlstand. Heute gilt es als „Problemstadtteil“ und als „schlechte Gegend“, wobei diese Etiketten die reale Vielfältigkeit des Viertels überdecken. Praktisch konzentrieren sich die benannten Probleme auf einige wenige Wohnblöcke, in denen ausländische Leiharbeiter*innen mit ihren Familien leben. In dieser Konstellation bildet sich die ganze Perversion eines Systems transnationaler Wanderarbeiterschaft ab, das auf formal niedrig qualifizierte Arbeitskräfte mit eingeschränkten Rechten setzt und sich ansonsten um Fragen der sozialen Einbindung kaum oder gar nicht schert. Unternehmen und Vermieter*innen treten in diesem Bild als Profiteure der Misere auf, während Politik und Verwaltung eher wie eine Allianz der Nichtzuständigen oder Überforderten wirken. Es sind vor allem Fachkräfte aus dem sozialen und pädagogischen Bereich, die sich damit beschäftigen, die sozialen Folgen für die Betroffenen und die im Quartier lebenden Menschen abzufedern. Die Spirale der Problemverschärfung können sie jedoch nicht aufhalten: Die Lebenssituation der Familien können sie nicht verbessern. Es kann mit den vorhandenen Ressourcen nicht einmal gelingen, in ausreichendem Maße notwendige Angebote

von Jugendarbeit, Gemeinwesenarbeit und alltäglicher sozialer Unterstützung vorzuhalten. Es können auch keine Brücken zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen geschlagen werden, so dass auch der Ethnisierung sozialer Konflikte (um Lärm, Müll oder aggressiv-respektloses Auftreten eines Teils der Jugendlichen) kaum etwas entgegengesetzt werden kann.

Die hier skizzierten Beispiele von negativer Veränderungen in den Sozialräumen ergeben allerdings ein unvollständiges und verzerrtes Bild, wenn nicht zugleich für alle sozialräumlichen Kontexte Perspektiven berücksichtigt werden, die auf Kontinuitäten des Wandels aufmerksam machen (zu denen auch positive Veränderungen gehören). So verweist eine Fachkraft aus Waldstadt beim Thema Migration darauf, dass bestimmte Veränderungen im Quartier weniger neu sind als es in der öffentlichen Debatte erscheint. Jedenfalls verfügt das Viertel über eine lange Geschichte der Migration, angefangen bei den Spätaussiedler*innen in den 1990er Jahren über die Geflüchteten der 2010er Jahre bis hin zu den Arbeiter*innen aus der EU in der jetzigen Situation. Und in allen früheren Fällen sei es zu Annäherungen gekommen und habe sich gezeigt, dass ein Miteinander möglich ist.

Anknüpfungspunkte für die Praxis der Jugendarbeit entstehen in diesem Zusammenhang an verschiedensten Stellen: Jugendarbeiter*innen können mit den Jugendlichen die Frage aufgreifen, wie diese (und die Erwachsenenwelt) zu marginalisierten Gruppen stehen und wie sie ihre Haltung begründen. Fachkräfte können sich die Frage stellen, wo es sinnvoll ist, Kontaktmöglichkeiten zwischen Etablierten und weniger etablierten Jugendlichen zu schaffen und wie diese Kontaktbereiche aussehen sollen. Sie können über Beteiligungsformate herauszufin-

den versuchen, welche Verlustängste konkrete Gruppen junger Menschen haben und mit welcher Funktion sie sich ideologischer Angebote und spezifischer Niedergangserzählungen zur Lebensgestaltung bedienen.

Anders gelagerte Beispiele für lebensweltliche Kontinuitäten und beständigen Wandel finden sich an den anderen Orten. In Neustadt wird erwähnt, dass es auch in der Vergangenheit bereits als gefährlich markierte Orte gab („Schnappmesserviertel“), die man gemieden hat. In Seestadt erinnert sich eine Fachkraft daran, schon als Kind vor dem zentral gelegenen Park gewarnt worden zu sein, weil dort „Entblößer“ herum liefen. Daran anschließend heißt es: *„Also ich habe noch nie eine positive Aussage zu dem Park gehört. Ich glaube, das brennt sich einfach so fest in den Köpfen, und dann wird das irgendwie mit immer wieder neuen Geschichten, vielleicht, die gerade aktuell sind, dann bestückt und so [lacht] weitergetragen“* (FK_L_1_3). Das in öffentlichen Debatten oft aufgemachte Bild des aktuellen Niedergangs erweist sich also bei genauerer Betrachtung als weitaus weniger eindeutig. Das Wissen darum, dass sich selbst das Bild über den Niedergang der Jugend schon durch mehrere Jahrtausende Menschheitsgeschichte zieht, wenngleich es immer wieder modifiziert wird, kann eine Chance sein. Es verweist auf die Banalität entsprechender Pauschalisierungen. Ein solches Bild kann nur dort verfangen, wo es andere Bilder nicht in die Öffentlichkeit schaffen. Und es kann nur dort Sinn ergeben, wo soziale Konflikte weder in ihrer Komplexität erfasst noch angegangen werden sollen. Die Jugendarbeiter*innen haben hier im Bündnis mit jungen Menschen die Möglichkeit und den Auftrag, entsprechende Pauschalisierungen zu erkennen, zu kontrastieren und ‚anderen‘ Perspektiven wie auch der bestehenden Komplexität Sichtbarkeit und Raum zu schaffen.

3.3 „Auf den ersten Blick sieht das ja alles ganz ordentlich aus“ – Sich verstecken (können)

In diesem dritten Abschnitt richtet sich der Blick auf den öffentlichen und den pädagogisch strukturierten Raum. Im Rahmen des Projekts ist hierzu eine große Menge an Material entstanden, an dem sich auf detaillierte Weise die Rahmenbedingungen und Herausforderungen lokaler Jugendarbeit illustrieren lassen. Betrachtet man diese beiden Räume (auch in ihrem Zusammenspiel), dann lassen sich die Befunde in vier Beobachtungen differenzieren.

Eine erste und keinesfalls neue Beobachtung der Fachkräfte an allen Standorten ist, dass Jugendliche, die im öffentlichen Raum verweilen, schnell als potenzielles Problem wahrgenommen werden. Problematisierungen machen sich an bestimmten Gruppen fest, wobei die Grenzen zu sozialen Randgruppen der Erwachsenenwelt oft fließend sind. Die Faustregel lautet: „*All die Menschen, die was zu tun haben*“ (FK_I_8_1) (anerkannte Tätigkeiten, Arbeiten, Hobbies) fallen aus dem Problembild raus, da sie den öffentlichen Raum nur temporär und auf scheinbar adäquate Weise nutzen.

Diejenigen, die den öffentlichen Raum aus anderen Gründen intensiv nutzen oder nutzen müssen, sind im Umkehrschluss als solche markiert, die keine oder tendenziell dubiose Interessen haben. Zu diesem Typus werden in der öffentlichen Debatte höchst unterschiedliche Gruppen zusammengefasst. Ihre Gemeinsamkeit besteht allein darin, dass der Zweck oder die Gründe ihres Aufenthaltes im öffentlichen Raum nicht erkannt oder nicht anerkannt werden. Dies trifft zu auf Gruppen „herumlungernder“ (männlicher) migrantischer Jugendlicher, auf „ran-

„dalierende“ und „laute“ Jugendliche, auf Personen, die trinken, andere Rauschmittel konsumieren oder dealen.

Fachkräfte thematisieren diese Negativmarkierungen ganz überwiegend in kritischer Absicht und mit dem Ziel, zu differenzieren. Es wird in Frage gestellt, ob die Bilder von den störenden Jugendlichen an bestimmten Orten so überhaupt stimmen. Es wird darauf hingewiesen, dass bestimmte junge Menschen kaum andere Möglichkeiten haben, sich in Gruppen zu treffen und aufzuhalten. Es wird schließlich auch das vermeintliche Idealbild eines möglichst störungsfreien öffentlichen Raums kritisch hinterfragt und dagegen die Idee eines lebendigen, genutzten Raumes gesetzt, in dem Platz für unterschiedliche Gruppen ist.

Eine zweite Beobachtung betrifft den offiziellen Umgang mit ausgemachten Problemen im öffentlichen Raum, der an allen Orten einem ähnlichen Muster folgt. Kern dieses Umgangs ist, unerwünschte Gruppen und Erscheinungen aus dem öffentlichen Raum und damit aus dem ‚Stadtbild‘ zu verbannen, also unsichtbar zu machen. Zu diesem Zweck werden verschiedene Maßnahmen ergriffen: Alkoholverbote und polizeiliche Kontrollen sollen die Orte unattraktiv für bestimmte Gruppen machen, Videoüberwachung soll Verwahrlosungen und Zerstörungen vorbeugen oder sie strafrechtlich verfolgbar machen. Angebote aufsuchender Arbeit sollen die Problemgruppen ‚von der Straße holen‘. Kontrollen und Maßnahmen der Videoüberwachung beziehen sich mehrheitlich auf Orte und Plätze, die im Sozialraum als Orte des Konsums ausgewiesen sind oder als Visitenkarte des Gemeinwesens gelten.

In Seestadt und Waldstadt zeigt sich, dass solche Maßnahmen der Sicherung und Überwachung im Einzelfall noch wei-

ter reichen und sogar jugendliche Freizeitorte betreffen, etwa Teile eines Parks, den Vorplatz des örtlichen Jugendclubs oder einen Sportplatz. Im letzten Fall soll durch Einzäunung und Videoüberwachung nicht allein Zerstörungen, sondern auch ‚unsachgemäßer‘ Nutzung außerhalb der Öffnungszeiten entgegengewirkt werden. Ob solche Maßnahmen im Einzelfall begründet sind und überhaupt Erfolg haben oder nicht: Das Problem vor Ort besteht darin, dass insgesamt ein ordnungspolitischer Blick vorherrscht und in erster Linie gegen Symptome vorgegangen wird, soziale Problemlagen und Problemdeutungen damit aber nicht grundständig bzw. sozialpädagogisch bearbeitbar werden.

Dies gilt letztlich auch für flankierende Maßnahmen der (aufsuchenden) Jugendarbeit, die Teil von Problemlösungspaketen sind, die die lokale Politik beschließt. Die Fachkräfte sind sich ihrer Rolle innerhalb dieser Ordnungspolitik bewusst. Sie gehen davon aus, dass „Vertreibungspolitik“ Probleme eher noch verschärft, da es zum Beispiel zu einer Homogenisierung von Gruppen kommt, wo bislang relativ offene Szenarien vorherrschten. Zugleich steht die Jugendarbeit vor dem Problem, dass sie personell häufig schwach aufgestellt ist. Ein wirksames agieren, die Entwicklung neuer Perspektiven und Konzepte und damit attraktiver, an den Interessen der diversen Jugendlichen vor Ort orientierter Angebote sind möglich, haben aber eine angemessene Ausstattung zu Voraussetzung.

Eine dritte Beobachtung schließt daran an. *„Auf den ersten Blick“*, so heißt es in einem Interview in Neustadt mit Bezug auf einen zentralen Platz *„sieht das ja alles ganz ordentlich aus“* (FK_L_1_1). Allerdings wird für diese Art der Problemlösung ein Preis bezahlt. Zum einen sind ‚Vertreibungen‘ faktisch nichts anderes als

‚Umsetzungen‘, da sich die Jugendlichen schwerlich in Luft auflösen können. Sie suchen sich neue Nischen, was zum Teil anderswo zu neuen Problemen führt, etwa wenn diese Nischen in Wohngebieten liegen und Konflikte in der Nachbarschaft entstehen, wie sich in besonders starker Form in Waldstadt zeigt. Oder die Jugendlichen sind zurückgeworfen auf kommerzielle Angebote (wie bspw. Fast Food Restaurants), die allerdings voraussetzen, dass die Jugendlichen konsumfähig sind und die insgesamt auch nur sehr eingeschränkt eigene (Gestaltungs-) Möglichkeiten bieten. Jugendliche suchen sich aber auch Orte fernab von jeder Aufmerksamkeit, deren Attraktivität sich aber auch genau auf diesen einen Punkt beschränken kann. Entsprechend äußert sich eine Fachkraft in Seestadt bezüglich einer vermüllten Ecke im städtischen Park: *„Ich denke, es wird halt von Gruppen hier weitestgehend aufgesucht, nicht weil es hier so schön ist, [...] sondern weil es halt relativ leer ist, weil sich manche Leute gar nicht hierher trauen, ja, oder halt generell hier relativ wenige Leute durchgehen, vor allem dann abends und nachts, ja. Aber das macht es halt attraktiv, weil, hier stört man in Anführungsstrichen niemanden und man kann hier seine Ruhe haben, als Jugendlicher.“* (FK_L_1_3).

Es zeigen sich also zwei zentrale Probleme: Erstens ist der Gebrauchswert der gefundenen Nischen nicht immer hoch und ihre Attraktivität erscheint zweifelhaft. Zweitens steht die Jugendarbeit vor der Herausforderung, diese Jugendlichen zu finden, um sie ansprechen zu können oder für sie als Einrichtung sichtbar zu werden und ihnen dann noch adäquate Angebote zu machen.

Schließlich lässt sich viertens beobachten, dass die unterschiedlichen Akteur*innen der Jugendarbeit vor der Herausfor-

derung stehen, ihre Rolle zu bestimmen, eigene Angebote zu entwickeln und deren Attraktivität zu entfalten – und dies auf der Grundlage der schon erwähnten Ressourcenschwäche (v.a. bzgl. Personal und Sachmittel). Ihre Einbindung in ordnungspolitische Strategien ruft die Frage auf den Plan, wie es um die eigentlichen konzeptionellen Ziele von Jugendarbeit steht. Umso mehr werden diese zum Beispiel untergraben, wo aus Sicht der Kommune jugendspezifische aufsuchende Arbeit gar nicht nötig und auch nicht finanzierbar ist, sondern Konzeptionen zur Adressierung von „Problembürgern“ erwartet werden, wie in Neustadt. Jugendarbeit stößt bei ihren Überlegungen, in den öffentlichen Raum zu gehen, mit Blick auf kommunale Verantwortliche auf Hürden und gerät hier teilweise in Konflikt, weil solche Formen der Revitalisierung wiederum kritisch gesehen werden.

Gewissermaßen über diesem Bild der Räumlichkeit – hier der öffentliche Raum, dort Räume der Jugendarbeit – thront die Frage, wie sich politische Verhältnisse im lokalen Raum ausdrücken:

- Welche Konflikte werden ausgetragen?
- Welche Themen werden berührt?
- Welche Positionen stehen dabei im Vordergrund, welche werden an den Rand gedrängt? Welche Akteur*innen sind durchsetzungsstark und sichtbar? Welche werden unsichtbar, was zugleich bedeutet, in ihrem Anspruch delegitimiert.

Diese Fragen führen zu dem Umstand, dass letztlich in allen Städten, welche im Rahmen des Projekts aufgesucht wurden, ein starkes völkisch-nationalistisches Lager existiert, das den Neonazismus, andere Fraktionen der klassischen ‚extremen Rechten‘ und – wie umfangreich auch immer – Teile der AfD

umfasst. Die wahlpolitische Stärke der lange verharmlosend als ‚rechtspopulistisch‘ bezeichneten Partei ist bekannt. Regional sind außerdem neonazistische Parteien bei Wahlen und politischen Mobilisierungen erfolgreich. Hinzuweisen ist aber auch auf die Rolle all dieser Akteur*innen des völkisch-nationalistischen Lagers im konkreten Alltag, in dem sie als Nachbar*innen, Familienmitglieder, Vereinsangehörige, Lokalpolitiker*innen usw. akzeptierter Teil der lokalen Gesellschaft sind und ihre Positionen zum Kanon akzeptabler Meinungen gezählt werden, wenn man sie nicht sogar ausdrücklich teilt. Ihre Präsenz ist Ausdruck einer bestimmten Stimmung im Gemeinwesen. Zudem wird diese Stimmung gleichzeitig durch ihre Präsenz geprägt – und zwar mit dem Effekt, dass zunehmend offener Grundelemente demokratischer Gesellschaften in Frage gestellt werden.

Für die Praxis lassen sich aus diesen Punkten einige Ableitungen formulieren. Generell bietet es sich an, mit allen Jugendlichen über Selbstverortungen und Erfahrungen der Fremdverortung ins Gespräch zu kommen. In diesem Zusammenhang ließe sich auch ein genaueres Bild der Anforderungen gewinnen, die Jugendliche im Alltag zu bewältigen haben. Dies wiederum ist die Voraussetzung dafür, Formate zu schaffen, in denen bestimmten Anforderungen – meist handelt es sich ja um Leistungs- und Anpassungsforderungen – lebbare Alternativen gegenübergestellt werden. In diesen Formaten geht es dann darum, niedrigschwellige Beteiligung zu ermöglichen bzw. darum, Handlungsspielräume der Jugendlichen zu vergrößern.

Zugleich muss angesichts der Unterschiedlichkeit der Jugendlichen, mit denen Jugendarbeit zu tun hat, immer wieder die Frage nach der Adressierung spezifischer Gruppen gestellt

werden. Gerade marginalisierte und negativ etikettierte Jugendliche können nicht ohne weiteres durch eine bloßes ‚Konzept der offenen Tür‘ erreicht werden. Das gelingt allein schon deshalb nicht, weil Einrichtungen in der Regel bereits ein Profil haben, intensiv genutzt werden und Nutzungsinteressen der einen nicht gegen jene der anderen ausgespielt werden dürfen. Es bedarf hier also eines Zusammenwirkens aufsuchender Ansätze und einrichtungsgebundener Angebote, in denen diese Jugendlichen überhaupt die Möglichkeit der Raumgestaltung erhalten. Darüber hinaus besitzt Jugendarbeit gemäß § 11 SGB VIII den Auftrag und das pädagogische Potenzial, allein oder mit Jugendlichen zusammen fachliche und öffentliche Debatten mitzugestalten, etwa bezüglich der Frage, wem die Stadt ‚gehört‘, wie Ressourcen und Einflussmöglichkeiten im lokalen Raum und darüber hinaus verteilt sind und was ein lebendiges Gemeinwesen ausmacht. Schließlich müssen sich die Fachkräfte aber auch vergegenwärtigen, wie sie all dies unter lokal spezifischen, politischen Bedingungen umsetzen können.

3.4 „Die [Jugendlichen] für irgendwas zu begeistern finde ich ist total schwierig, also das ist so mein Eindruck“ – Interaktionen

In den Interviews beschreiben die befragten Fachkräfte neben den bereits erwähnten (Konflikt-)Interaktionen zwischen Autoritäten (bspw. Vertreter*innen aus Verwaltung, Schule, Ordnungskräfte) und bestimmten Gruppen auch (Konflikt-)Interaktionen zwischen etablierten und nicht-etablierten Menschen im Sozialraum. Zugleich beziehen sich ihre Reflexionen auf die Frage, ob die vorgehaltenen Angebote ausreichen und ob sie attraktiv genug sind, um den Herausforderungen und selbst gesetzten Zielen zu entsprechen, also ob es mit ihnen gelingt, in Kontakt

mit Jugendlichen zu treten. Ob und wie dies gelingt, hängt vom Einfallsreichtum und Geschick der Fachkräfte ab. Aber Einfallsreichtum und Geschick beziehen sich immer auf die Frage, wie unter konkreten Rahmenbedingungen die Angebote so entwickelt werden können, dass sie auch von den jeweiligen Adressat*innen angenommen werden. In beiden Fällen geht es um Interaktionen, entweder um solche, deren Dynamiken die Jugendarbeiter*innen verstehen müssen um adäquate Angebote zu formulieren oder um solche Settings, an denen sie bereits direkt beteiligt sind.

Der erste Aspekt steht deutlich im Zeichen der Auseinandersetzung um ethnisch markierte ‚Fremdheit‘ und ‚Fremde‘. Dabei zeigt sich allerdings eine gewisse Bandbreite unterschiedlicher Themen: Vorwiegend geht es um Geflüchtete, die zumindest theoretisch das zukünftige Bild des lokalen Raums mitbestimmen, die also perspektivisch keine ‚Fremden‘ bleiben. In Waldstadt hingegen geht es neben Geflüchteten vor allem um Leiharbeiter*innen und ihre Familien, deren Aufenthalt zeitlich befristet ist.

Allgemein bestätigt sich in beiden Fällen, dass distanzierte Haltungen entweder mit fehlender Interaktion zwischen den verschiedenen Gruppen oder mit Interaktionen zusammenhängen, die ausschließlich konfliktuell sind. Diese Konflikte resultieren, wie oben beschrieben, aus Ressourcenansprüchen. Allerdings entfalten sich ethnisierte Konflikte eben erst deshalb, weil die Gruppen vorher entlang ethnisierender Linien gebildet wurden.

Dies gibt Anlass zu zwei Überlegungen. Zum einen zeigt sich in den Konflikten weniger eine besonders zugespitzte Problematik zunehmender Migration als die zunehmende Dominanz

ethnozentrischer, nationalistisch-völkischer und rassistischer Erzählungen, deren Kern das Bild eines sogenannten „großen Austauschs“ ist und die zudem erfolgreich eine Verbindung zwischen Migration und Niedergangsmetapher herstellen. Zum anderen hatten die Bürger*innen im Quartier bisher offensichtlich wenig Raum oder sahen auch nur wenig Anlass, lösungsorientiert in Interaktion zu gehen.

Ausgehend von diesen beiden Punkten scheint es wenig erstaunlich, dass in der Öffentlichkeit Forderungen nach Machtworten aufkommen oder die Bereitschaft steigt, selber solche Machtworte zu sprechen und dass im Mittelpunkt dieser Machtdemonstrationen das „Problem“ der Migration und der ‚Fremden‘ steht.

An diesem Punkt kommt die bereits erwähnte Stärke und Präsenz des völkisch-nationalistischen Lagers ins Spiel. Diese Akteur*innen werden von den Fachkräften nur selten und eher am Rande erwähnt. Allerdings entsteht nicht der Eindruck, dass die Fachkräfte deren Wirken und Präsenz übersehen oder nicht einzuschätzen wissen. Vielmehr lässt sich dieses Nicht-Erwähnen so interpretieren, dass dieses Lager in den Gemeinwesen bereits ein relativ hohes Maß an Etabliertheit erreicht hat. Offenbar hat längst ein Prozess eingesetzt, sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren. Es handelt sich mit Blick auf ein völkisch-nationalistisches Lager vor Ort eben nicht um eine kleine isolierte Gruppe, deren Wirken in der Stadtgesellschaft noch skandalisierbar wäre, sondern um etwas Bekanntes und wortwörtlich ‚Normales‘ (siehe hierzu z.B. Miggelbrink/Mullis 2022). In Richtung einer solchen Normalisierung weisen zum Beispiel Spontangespräche, die in Neustadt am Rande einer Sozialraumaktion mit Fachkräften geführt wurden. Der Ange-

sprochene gibt sich als Gegner der „Rechten“ zu erkennen. Er erklärt aber gleichzeitig, entsprechende Aktionen, wie die von Neonazis und anderen antidemokratischen Kräften dominierten lokalen Montagsdemonstrationen, müssten akzeptiert werden, weil sie nicht verboten sind, „Das“, so weiter, „sind halt die Nebenwirkungen der Demokratie“ (B_I_1_1).

In den Projektmaterialien finden sich weitere Hinweise auf eine starke Präsenz völkisch-nationalistischer Akteur*innen, die die lokale Stimmung nachhaltig beeinflussen. So wird bspw. in einem Interview in Seestadt auf eine Art ‚Unwirtlichkeit‘ des lokalen Raums hingewiesen, auf den betroffene Geflüchtete etwa damit reagieren, dass sie „zu Verwandten, zu Freunden, zu irgendjemandem, der in Nordrhein-Westfalen oder in anderen Gegenden lebt, wo es irgendwie netter ist, wo man willkommen ist“ ziehen, sofern ihnen dies möglich ist (FK_L_1_3). Auch die von Fachkräften in Neustadt erwähnten Probleme mit einem aggressive Gruppenverhalten (männlicher) jugendlicher Geflüchteter im öffentlichen Raum müssen in einem Zusammenhang betrachtet werden, der vorab stattfindende Etikettierungen, bspw. durch völkisch-nationalistische Akteur*innen einbezieht. So heißt es in Bezug auf den zentralen Platz der Stadt: „Also das Narrativ war ja immer Drogenumschlagsplatz Nr. 1 und ja, Ausländer und Gewalt ...“ (FK_I_8_1).

In den weiteren Ausführungen wird deutlich, dass dieses Narrativ – in dessen Zentrum die Ethnisierung sozialer Probleme steht – breit geteilt wird und Lokalpolitik, Polizei und Verwaltung durch ihr Handeln ihren Teil zur Stabilisierung dieses Bildes beitragen. Allerdings agieren völkisch-nationalistische Akteure in diesem Zusammenhang als Stichwortgeber, als Diskursverschärfer und nicht zuletzt als Beteiligte gewalttätig aus-

getragener Konflikte (siehe zu diesem Mechanismus an einem anderen Beispiel aus Sachsen Perthus/Belina 2017).

Für die Fachkräfte der Jugendarbeit stellt sich in dieser Lage nicht nur die Frage, wie sie in bestimmten Konfliktlagen intervenieren kann. Sie müssen ihr Handeln auch darauf ausrichten, bestimmte Konflikte vorab zu entschärfen. Dabei folgen sie idealerweise einer ressourcenorientierten Perspektive. Sie müssen sich also von einem auf Konflikte, Probleme und Defizite verengten Blick lösen und stehen zugleich vor der Aufgabe, die verschiedenen Lagen und Bedürfnisse von Jugendlichen zu erkennen und im Rahmen der Möglichkeiten entsprechende Angebote zu entwickeln.

Aus diesen Rahmungen ergeben sich vier zentrale Herausforderungen für die Jugendarbeiter*innen.

- 1** Zum Ersten geht es gerade im Blick auf sozialräumliches und aufsuchendes Handeln darum, Jugendliche überhaupt zu erreichen. So stellt eine Fachkraft aus Neustadt fest, dass es generell schwieriger geworden ist, an Jugendliche heranzukommen und einigermaßen verbindliche Beziehungen herzustellen: *„Da „gibt's [...] im mobilen Bereich auch eine massive Veränderung, [...] also diese festen Strukturen, wie [...] vor zehn, fünfzehn Jahren, das gibt es schon lange nicht mehr. [...] Du konntest hingehen, an einen Ort um 16 Uhr, da habe ich die und die getroffen und am nächsten Tag wieder. Heute ist im Prinzip sehr viel Fluktuation“* (FK_I_7_1). Zudem hat die Beweglichkeit dieser Gruppen zugenommen, was vermutlich auch mit den beschriebenen ordnenden Eingriffen im öffentlichen Raum zusammenhängt.
- 2** Zum Zweiten geht es darum, attraktive Angebote zu entwickeln. Dies können spannende Projekte im Sozialraum sein

oder Einrichtungen, in die die Jugendlichen gerne gehen. Insbesondere letztere kommen angesichts der ordnenden Eingriffe in den öffentlichen Raum in besonderer Weise in den Fokus. Die berichtete Realität zeigt allerdings, dass es oft nicht gut gelingt, für bestimmte Gruppen von Jugendlichen ein attraktiver Ort zu sein. Die Angebote entsprechen in Teilen nicht den Interessen der potenziellen Besucher*innen. Zugleich bestehen gewisse Schwierigkeiten, bei den Nutzer*innen überhaupt Interessen zu erkennen und diese dann in den eigenen Angeboten aufzugreifen. Bei Aktionen im öffentlichen Raum (→ siehe Band 3) tritt hinzu, dass die Möglichkeiten auch durch andere Interessen von kommunaler Seite beeinflusst werden. Zum Beispiel führen formale Begründungen kommunaler Verantwortlicher dazu, dass bestimmte Aktivitäten nicht stattfinden können wie pädagogisch geplant. In Seestadt wird durch Fachkräfte explizit darauf hingewiesen, dass jugendarbeiterisches Empowerment auch Folgeprobleme schaffen kann. In Bezug auf einen geplanten Graffitiworkshop wird durch die Fachkräfte die Befürchtung formuliert, dass ein Zuwachs an Fertigkeiten letztlich den Sozialarbeiter*innen angelastet werden könnte, wenn sich dies in einer Zunahme illegaler Graffitis äußere: *„Da ist immer die Aussage, na ja, und das zieht sich doch dann weiter, im Stadtgebiet“* (FK_L_1_3)

- 3** Zum Dritten besteht der auch von vielen Fachkräften gesehene Bedarf, in die Auseinandersetzung zu gehen. Das heißt, dass Formate (weiter-)entwickelt werden müssen, mit denen direkt inhaltlich interveniert werden kann, sei es angesichts akuter Konflikte oder im Umgang mit bestimmten Haltungen, die bei Jugendlichen existieren. Hier zeigt sich, dass die oben gewählte Formulierung „im Rahmen der Möglichkeiten“ nicht allein auf vorhandene Ressourcen verweist, sondern auch

auf die Notwendigkeit, fundierte Einschätzungen vorzunehmen, bevor Praxis (weiter-)entwickelt wird. Dazu gehört etwa die Frage, wer in bestimmten konflikthaften Lagen in besonderer Weise Unterstützung benötigt und mit welcher inhaltlichen Agenda man Jugendlichen gegenübertritt, die rassistische Positionen vertreten. Zugleich machen die Reflexionen der Fachkräfte auf eine Besonderheit ihres Arbeitsfeldes aufmerksam, an die immer wieder erinnert werden muss. Einerseits spiegeln sich in Konflikten zwischen Jugendlichen die Macht- und Mehrheitsverhältnisse der Erwachsenenengesellschaft. Andererseits folgen die Konflikte nicht unbedingt den oft sehr klaren Grenzlinien der Erwachsenenwelt und kommen eigene Logiken hinzu: etwa jugendkulturelle Verortungen und vor allem die Logik des Kampfes um die verknappte Ressource Raum.

- 4 Eine letzte Herausforderung ergibt sich daraus, dass Jugendarbeit nicht im „luftleeren“ Raum stattfindet. Fachkräfte sind beruflich als auch privat konfrontiert mit ‚Stimmungen‘ sowie ganz konkret mit Akteur*innen eines völkisch-nationalistischen Lagers, die bedrohlich auftreten oder über institutionelle Gestaltungsmacht verfügen. Sie entfalten ihre Praxis an Orten, an denen Demonstrationen unter Führung oder Einbezug dieses Lagers zur Normalität gehören. Sie arbeiten mit Jugendlichen, die von dieser Normalität nicht unberührt bleiben – sei es, weil sie mit diesen Positionen sympathisieren oder sich aktiv an Aktionen beteiligen, sei es, weil sie direkt negativ betroffen sind, sei es, weil vorherrschende Meinungen Spuren in den eigenen Sichtweisen hinterlassen. Und zu allerletzt bleiben Fachkräfte selbst von dieser Normalität nicht unberührt. Sie werden von ihr beeinflusst und können verschiedene Strategien zwischen Rückzug, Resignation oder Dagegen-an-Arbeiten wählen. Entscheiden sie sich für

Letzteres, geht kein Weg daran vorbei, die konkreten Faktoren und Akteur*innen zu benennen, die im Sozialraum die Entleerungen des Demokratischen verantworten. Und die Jugendarbeiter*innen müssen sich die Frage stellen, welche kollektiven Mittel ihnen zur Verfügung stehen, diesen Entleerungen etwas entgegenzusetzen.

4. Sich Raum nehmen – Ein Zwischenfazit

Der lokale Raum ist ein Raum, in dem unterschiedliche Lebensrealitäten vergleichsweise eng aneinanderrücken. Hier wird Alltag bewältigt und das Leben der (jungen) Menschen gestaltet. Die Bewohner*innen haben zum Teil Migrations- oder Fluchterfahrungen, sind ökonomisch privilegiert oder sozial prekärer, leben queer oder der vorherrschenden Heteronorm entsprechend usw. Sie können also trotz ihres verdichteten Zusammenlebens höchst unterschiedliche Positionen im sozialen Gefüge, vielfältige Interessen und voneinander abweichende Perspektiven auf ein gutes Leben und eine wünschenswerte Zukunft haben. Entsprechend viel Potenzial besitzt der lokale Raum für Reibung und Konflikt, aber genauso auch für positiv gestaltete Kontakte. Gleichzeitig handelt es sich um einen Raum, der eben auch durch Kräfteverhältnisse bestimmt ist, die sich in den Beziehungen niederschlagen, die Menschen miteinander haben. Entsprechend wichtig ist es auch z. B. aus Sicht der Praxis der Jugendarbeit, unterschiedliche Statusbedingungen und Privilegiertheiten von Gruppen – also über ihre individuellen Adressat*innen hinausgehend – zu erkennen und in die Gestaltung der Arbeit einzubeziehen. Raum ist damit nicht nur etwas, das die jugendarbeiterische Praxis vorfindet, und durch den sie sich bewegt. Raum muss durch sie auch politisch und „pädagogisch bestimmt werden“ (Berndt u. a. 2016).

Die vier präsentierten Blicke schaffen zusammenfassend eine räumliche Orientierung für die Gestaltung einer auseinander-setzungsorientierten und politisch positionierten Jugendarbeit.

- Zum Ersten zeigt sich, dass das Lokale auf sehr unterschiedliche Weise zugeschnitten werden kann. Mal sind es regionale ‚Typiken‘, die für die Fachpraxis relevant sind. Mal sind es Ausschnitte des Lokalen, an denen sich ihr Handeln festmacht. Entsprechend wichtig ist es, die Frage nach möglichen *vorherrschenden Mentalitäten* zu stellen, gleichzeitig aber auch ihre Reichweite zu klären. Wer die Konturen dieser Mentalitäten klärt, kann sich einfacher der Frage widmen, wie Gegenbilder aussehen und wo es aber auch positive Anknüpfungspunkte gibt.
- Zum Zweiten wird deutlich, dass ‚Stimmungen‘ immer mit dem sozialen Gedächtnis eines lokalen Raums zusammenhängen. Dieses *soziale Gedächtnis* ist zum Teil eine Hypothek, wenn es etwa vor allem dazu dient, Niedergangsempfindungen zu illustrieren. Es bietet zugleich aber auch positive Anknüpfungspunkte für eine sozialräumlich sensible Jugend- und Gemeinwesenarbeit. Denn auf der Hand liegt, dass der lokale Raum immer auch Geschichten und Erfahrungen von Emanzipation enthält, die sichtbar gemacht werden können und müssen.
- Zum Dritten zeigt sich die Notwendigkeit, den Raum in seinen unterschiedlichen Facetten zu betrachten und zu verstehen. Wie sich zeigt, zerfällt der lokale Raum in eine *Vielzahl an Untereinheiten*, die sich keinesfalls widerspruchsfrei zu einem Ganzen zusammenfügen. In lokalen Interaktionen drückt sich diese Widersprüchlichkeit aus. An ihrem Entstehen und ihrem Verlauf lässt sich ablesen, wo ein Gemeinwesen steht und in welche Richtung es sich möglicherwei-

se entwickelt. Entsprechend große Bedeutung hat es für Jugend- und Gemeinwesenarbeit, sich den lokalen Raum mit jungen Menschen zusammen zu erschließen.

- Zum Vierten zeigt sich die Wichtigkeit, Interaktionen im Sozialraum zu verstehen, um überhaupt in der Lage zu sein, in sie zu intervenieren oder Interaktionen ‚nach anderen Spielregeln‘ in Gang zu bringen. Dies meint zum einen die gewohnten *sozialen Interaktionen und deren Spielregeln* ganz allgemein zu erfassen. Es bedeutet auch, neonazistische und andere antidemokratischen Kräfte in ihrer Verwobenheit mit dem Lokalen in den Blick zu nehmen. Schließlich bedeutet dies auch, in den ‚Spielregeln‘ nach lokaler Sinnhaftigkeit, subjektiven wie kollektiven Anforderungen und damit lebensweltlichen Interessen zu suchen, um die Spielregeln des Zusammenlebens nicht nur anders, sondern emanzipatorisch zu gestalten. Zentral ist hierfür eine eigene Idee des öffentlichen Raums und von den Möglichkeiten, die er bietet. Genauso zentral ist aber auch eine Idee der eigenen Räume der Jugendarbeit, die attraktiv, niedrigschwellig und offen gestaltet und gleichzeitig auch als Arenen der inhaltlichen Auseinandersetzung konzipiert werden können.

Literatur

Belina, Bernd (2013): Raum. Münster.

Berndt, Constanze; Kalisch, Claudia; Krüger, Anja (Hg.) (2016): Räume bilden – pädagogische Perspektiven auf den Raum. Bad Heilbrunn.

Deutscher Bundesjugendring 2021: Ergebnisse/Bundestagswahl 2021.
<https://wahlen.u18.org/wahlergebnisse/bundestagswahl-2021> (Zugriff 15.12.2022)

Löw, Martina (2010): Stadt- und Raumsoziologie. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden: 605–622.

Miggelbrink, Judith; Mullis, Daniel (Hg.) (2022): Lokal extrem Rechts. Analysen alltäglicher Vergesellschaftungen. Bielefeld.

Perthus, Sophie/Belina, Bernd (2017): Policing the Crisis in Bautzen. Die Polizei in der Ethnisierung eines städtischen Konflikts. In: Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle, 2, 241–259.

Rüschemeyer, Dietrich (1958): Mentalität und Ideologie. In: König, René (Hg.): Fischer Lexikon Soziologie. Frankfurt a.M.: 180–184.

IMPRESSUM

Abschlussdokumentation des Projekts „MUT-Interventionen. Vielfalt. Lokal. Stärken.“

Herausgeber

AGJF Sachsen e.V.
Neefestr. 82
09119 Chemnitz



Redaktion

Kai Dietrich, Romy Nowak, Nils Schuhmacher &
Markus Weidmüller

Erscheinungsjahr

2023 (Redaktionsschluss: 12/2022)

Kontakt

T. 0371 – 5 33 64 24
mut@agjf-sachsen.de
mut.agjf-sachsen.de

Gestaltung

www.cmkey.de

Bildnachweis

Foto von Sandeep Singh von Pexels:
(www.pexels.com/de-de/foto/hande-rosa-kind-traditionell-7310404)

Diese Maßnahme wird mitfinanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Gefördert durch



STAATSMINISTERIUM FÜR SOZIALES
UND GESELLSCHAFTLICHEN
ZUSAMMENHALT





agjt Arbeitsgemeinschaft
Jugendfreizeitsstätten
Sachsen e.V.